This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DB851
W3
1869

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Wiener Studien

von

Bruno Walden.

Wien 1869.

Friedrich Beck's Verlags-Buchhandlung.

Inhalt.

Von den Frauen . . . . . .
Enthuſiaſtinnen u. Märtyrerinnen des 19. Jahrhunderts. . . .
Von den Höflichen . . . . . .
Von den Photographien . . . . . .
Eine Mädchenverſchwörung . . . . . .
Von den Damen in den Singvereinen, nebenbei auch von den Männern . . . . . .
Von den Malkontenten . . . . . .
Im Burgtheater . . . . . .
Von Sommerwohnungen . . . . . .
Von Leuten, die ſich unterhalten, und Leuten, die ſich langweilen
Von den Leuten, die Vorleſungen beiwohnen . . . . . .
Von Jenen, welche die Kirchen beſuchen. . . . . .
Oſtern . . . . . .
Von den Nerven der eleganten Welt . . . . . .
Von der Bildung und den Gebildeten . . . . . .
Vom Reiſen und von Reiſenden . . . . . .
Von Advokaten und Solchen, die es werden wollen . . . . . .
Im Omnibus . . . . . .
Von den Prüfenden und den Geprüften . . . . . .
Im November . . . . . .
Eine Schattenſeite im Wiener Leben . . . . . .
Vom Loben . . . . . .
Wiener Gaſtlichkeit . . . . . .
Die berühmten Aerzte . . . . . .
Pfingſttagsausflüge . . . . . .
Vom Leſen . . . . . .

Vorrede.

Eine Vorrede soll ich, lieber Walden, zu Ihren „Wiener Studien" schreiben? Sie meinen: Vorreden seien gebräuchlich und in neuerer Zeit würden dieselben größtentheils von Freunden der Autoren verfaßt; besonders, wenn diese Autoren zum ersten Male mit einem kleinen Buche vor die Lesewelt treten.

Nun denn, ich willfahre gern Ihrem Ansinnen. Und zwar bestimmt mich zu dem Hinwegsetzen über die Warnung, welche mir meine Bescheidenheit zuflüstert, der Umstand: daß ich mich gern mit Ihnen Arm in Arm öffentlich zeige. Auch habe ich Ihren Lesern Einiges über Sie zu sagen und einige Worte über das Wiener Feuilleton.

Bruno Walden, dem Verfasser dieser kleinen Sammlung von Skizzen aus dem Wiener Leben, habe ich, als er in Wiener Blättern auftrat, die Hand gereicht. Er bedurfte der Hand eines Mannes denn . . . doch das soll ja nach

dem Wunſche des Autors zwiſchen ihm und einigen wenigen Perſonen ein Geheimniß bleiben und ſo kann ich nicht darüber reden. Ich bekam zuerſt durch die Vermittlung unſeres geiſtig bedeutendſten Burgſchauſpielers Lewinsky ein Manuſkript von Walden in die Hand, das mir ſogleich kundgab: ich habe es da mit einem ſchönen Talente zu thun. Erſt ſpäter lernte ich Walden ſelbſt kennen. Wir ſprachen über Mancherlei und im Laufe des Geſpräches tauchten weit zurückgetretene Erinnerungen aus dem Jahre 1848 vor mir auf. Walden hatte einen Namen genannt, der mir plötzlich klar machte, daß ich ihn als Kind geſehen. Als bleiches, aufgeſchoſſenes, krankes Kind, das mich aus großen Augen, in die ſich der ganze Geiſt des Leidenden gezogen zu haben ſchien, anſah, als ich an einem ſtürmiſchen Tage des Revolutionsjahres plötzlich in ſeine ſtille Krankenſtube trat, um dort, heftig erregt vom Straßentumulte, zu Athem zu kommen. Und dann hatte ich dasſelbe leidende und doch ſo klugäugige Menſchenbild im Gedächtniſſe, wie es mir im Sommer desſelben Jahres, aus einer weinlaubumzogenen Veranda eines Landhauſes, einer ſich bewegenden Statue gleich, entgegentrat. Das Kind von damals trat mir jetzt als Schriftſteller entgegen. Aus Kindern werden Schriftſteller! Und geiſtvolle manchmal dazu; darin werden die Leſer gewiß mit mir übereinſtimmen.

Waldens Leben war in früheren Jahren ein Kampf um ſeine Geſundheit; was er gelernt, er hat es auf dem

Krankenbette gelernt; seine Universität waren Heilbäder. Daß er aber gelernt und viel gelernt, jede seiner Skizzen beweist es; daß er tief zu denken und so fein auseinanderzusetzen versteht, ist wohl mit die Folge des anhaltenden Insichgekehrtseins und der Humor, der ihn so langjährige Leiden überstehen ließ, ist nun, auf die beobachteten Gegenstände gerichtet, zu einer sinnig-heiteren Blume aufgeblüht, welche mit den Reiz seiner Studien bildet.

Mögen diese somit der Lesewelt freundlich empfohlen sein. Das Wiener Feuilleton hat heute nicht allzu großen Ueberfluß an so feinen Talenten wie Walden, die mit scharfer Beobachtung und glücklicher Darstellung eine tiefe Bildung, geistige Vornehmheit und stylvolle Behandlung verbinden.

Das Wiener Feuilleton! Man hat es oft überschätzt, manchmal jedoch auch unterschätzt. Ich möchte weder zu seinen unbedingten Lobrednern, noch weniger aber zu seinen Feinden gezählt werden. Um dem Wiener Feuilleton gerecht zu werden, muß man an die eigenthümliche Rolle denken, die es während des Aufblühens unserer periodischen Literatur, in unserer socialen und politischen Entwicklung gespielt. Das Wiener „Feuilleton" hat Frankreich den Namen entlehnt, ist aber ganz etwas Anderes geworden als sein Pariser Genosse. In Paris versteht man unter Feuilleton jetzt den Roman, den die Zeitungen veröffentlichen. Sonst werden gewöhnlich nur noch die Theater-Kritiken in der Rubrik unter dem

Striche gebracht, welche die Aufschrift: Feuillet
den Wiener großen Blättern ist das Feuilleto
belletristische Zeitung, die sich bis vor Kurzem
mit Wiener Ereignissen beschäftigte. Eine Weltst
mit so ausgeprägtem reichem Lokalleben und
Lokalinteressen, einem Leben, das rasch wechs
plötzlich entwickelte, ja ganz umkehrte, hatte e
dieses Leben literarisch behandelt zu sehen in
tungen. Das Feuilleton war denn auch der jei
Ausdruck des Wiener Lebens, es schritt, ein Weg
ihm einher, manchmal auch folgte es ihm nic
schönsten Wege nach.

Allein es hatte seine unleugbaren Verdie
Kuranda war es, der im Anfange der Fü
selbst Hand anlegte und dessen leichter, prickelni
schwere, allzu blüthenreiche lyrische Prosa der
verbannte. A. Stifft schrieb nach ihm p
wahrhaft blendende farben- und duftreiche Bild
Wiener Leben; und als sinniger, humorvoller
stand Hieronimus Lorm ihm ebenbürtig zur S

Dann brach die harte Reaction ein. Ih
Bauernschmidt mit einer Satyre und einem
sondergleichen entgegen, denen man anfangs the
den Leib wollte, theils nicht konnte, bis aus
Reaction eine noch härtere wurde. Aber das Feuil
lor nicht den Muth. Was nicht gesagt werden durf

angedeutet, was man nicht auszusprechen wagte, ließ man zwischen den Zeilen errathen. Man erging sich in Betrachtungen der Jahreszeiten und des Wetters, man tadelte Jupiter und Mars und das Publikum verstand.

Auch der geniale Minister Bruck war ein kleiner Tyrann. Als er die neue Währung einführte und die Zeitungen diese Reform nicht als baare Münze annehmen wollten, da untersagte er jegliche Besprechung dieses Gegenstandes bei Strafe der Confiscation, Verwarnung u. s. w. Was that das Feuilleton? Es war gerade eine „Neue-Währung-Polka" eines Herrn Elias erschienen und am Sonntag darauf erschien ein ganzes Feuilleton über diese „Neue-Währung-Polka" zum großen Aerger Brucks, der dem Geiger dieses Stückes nicht den Bogen aus der Hand nehmen konnte. So kämpfte das Feuilleton, oft lange Zeit allein, für die Freiheit, für den Fortschritt, zur Zeit als man die Politiker von Fach mundtodt gemacht hatte. Es hat seinen Vorpostendienst sorgsam verrichtet und den Titel, daß es der Tirailleur der Freiheit in Oesterreich nach 1848 gewesen, wie es die Lyrik vor 1848 war, kann man ihm nicht streitig machen.

Sollen wir noch an den Antheil erinnern, den das Wiener Feuilleton an der Umgestaltung Wiens genommen? Wahrhaftig, was Wien heute an neuen, zweckmäßigen Einrichtungen, Bauten und Verschönerungen besitzt, das Wiener

Feuilleton hat es zuerst angeregt, Jahre lang vorher, ehe der Gemeinderath beschloß, es einzuführen.

Heute, wo uns wieder einmal die Freiheit lächelt und die Stadt fast ausgebaut ist, hat das Feuilleton andere Aufgaben. Eine derselben ist: die socialen Verhältnisse zu bessern, indem man über die kleinliche und lächerliche Seite derselben Lächeln erweckt. Diese Aufgabe mit zu lösen, hat sich der Autor dieses kleinen Buches gesetzt.

Friedrich Uhl.

Von den Frauen.

Zehnfach kapriziöser als die koketteste Schöne ist die Sympathie; sie fragt nicht nach Anrecht und Verdienst, kümmert sich nicht um Opportunitätsgründe und Folgerichtigkeit, sondern spendet ihre Gunstbezeugungen hüben und drüben, unbekümmert um den Regulator Vernunft, der sich vergebens abmüht, als Zünglein der Wage gelegentlich nach der anderen Seite zu neigen. Nicht allein Menschen und Dingen gegenüber macht sie ihre Laune geltend, auch an sich ganz treffliche Eigenschaften und nützliche Fähigkeiten verfallen ihrer eigenwilligen Censur und Antipodie, Antipathie. Wer genau sein Herz durchforscht, wird gewiß entdecken, daß sein Geschmack gegen irgend eine Vortrefflichkeit Groll hegt, wenn auch ein wohlgeordnetes deutsches Gemüth sich nie so weit versteigen wird, wie jener junge Franzose, der, als man ihm Geduld, Fleiß und Sparsamkeit als höchst beherzigenswerthe Tugend pries, erwiderte: „Certainement ce sont des très belles vertus, mais, je les ai en grippe!“

Doch nicht von solch' unsolider Antipathie will ich sprechen, sondern von der wärmsten Sympathie für eine Fähigkeit, welche mir die vornehmste dünkt, die in meinen

Augen erst den Menschen zu einem Geschöpf höherer Gattung adelt; — jene sich zu begeistern, Enthusiasmus zu empfinden! Die vollendete Hingabe an die Idee nimmt er die verschiedensten Formen und Gestalten an, bald von imponirender Größe, wie dem Riesengeschlecht entstammt, bald in dem flüchtigen Blick unscheinbar zwerghafter Kleinheit, immer aber die eigentliche innerste Triebfeder alles Schönen, Wahren, Guten, Tüchtigen! Nicht allein sieghaft im Triumphe, auch geistig im Unterliegen, im standhaften Martyrium! — Wie das Individuum, wird auch jede Zeit, ziemlich scharf abgestuft, durch die Richtung ihrer Begeisterungsfähigkeit gekennzeichnet. Stoischer Heldenmuth, Glaube, heiße Liebe zur Kunst, innige Hingabe an das Gewerbe, den Handel, Wissenschaft, Forschung, Drang nach politischer Freiheit, das sind gesonderte Schichten, an welchen der Psychologe die Geschichte der Menschheit in raschem Ueberblick abliest, wie der Geologe jene der Erde, an den verschiedenen Gruppen, Formationen, welche sein Hammer durchforscht. Allerdings haben auf unserem Gebiete, wie dem seinen, gelegentliche Eruptionen dafür gesorgt, der Oberfläche ermüdende Monotonie zu benehmen, und wir begegnen zu unser Aller Heil und Frommen auch noch den Produkten früherer Perioden, hie und da einem Schwung, der von dem eben landläufigen Enthusiasmus abweicht.

Und diese schöne, so hochgeschätzte Fähigkeit finden wir namentlich bei den Frauen hervortretend; ihr beweglicher Geist, ihr feuriges, unselbstisches Empfinden bedarf nicht erst gewaltiger Steigerung, ist schon im normalen Zustande auf halbem Wege zum Enthusiasmus. Doch sind sie gar feinfühlige Thermometer, welche die Temperatur des Zeitgeistes auf's Treueste verzeichnen.

Wo sie uns zum ersten Mal historisch und selbstthätig entgegentreten (im alten Testamente handeln sie noch auf Mission) kennzeichnet sie, wie die Männer in der Kindheit eines Volkes, jene wilde Tapferkeit, welche eigentlich in brutal stupider Todesverachtung wurzelt und die sich mit der ethischen Entwicklung zu bewußterem, somit opferreicherem Heroismus erhöht. Von den Weibern, welche mit in das Kriegslager zogen, im Kampfe sich hinter der Gefechtslinie hielten, bereit mit den Ihren den Sieg in wildem Jubelschrei zu feiern, oder auch unter der Grausamkeit des Feindes ihnen in den Todesschatten zu folgen, ist ein weiter Schritt auf dem Weg sittlicher Entwicklung zu Jenen, die mit vollbewußter Begeisterung sich der Idee, der Ehre, der Vaterlandsliebe opferten. Aus der sinnberauschten oder betäubten Gattung krystallisirt der geistige Gährungsprozeß Individuen, die ureigenem Denken und Fühlen nach handeln und leiden. Virginia, Thusnelda, die schlaue Clölia schöpfen die Spannkraft, welche ihre Ueberzeugung thatreif macht, aus dem Verstandes- wie Gemüthsleben, sie folgen innerem Impulse, unbestimmt von den Empfindungen der Menge.

Im vorgeschrittenen Civilisationsleben wiederholt sich die dereinstige Erscheinung des Lagerlebens; die Frau steht sozial wieder hinter der Gefechtslinie. Aber wieder nicht unthätig, ja weit weniger passiv, sie schärft die Waffen, hält sie zur Hand, stärkt und ermuthigt die Kämpen, mitunter auch dirigiren sie vielleicht, wie ja die Feldherrn auf dem Schlachtfelde auch außerhalb des Kugelregens und des Bereiches der blanken Waffe sich halten, das Ganze zu leiten, in der Fronte unsichtbar aber alle Glieder lenkend.

Der Enthusiasmus der Frauen war wohl einer der mächtigsten Bahnbrecher des Christenthumes. In der

vollendeten, begeisterten Hingabe an den neu hereinbrechenden Glauben, übten sie auf's Sublimste den ihrem Geschlechte eigenen Heroismus im Entsagen, Dulden, Leiden. Die im üppigsten Wohlleben großgewiegte Römerin entsagt ohne Zögern und Zagen den Genüssen verschwenderischer Pracht, arm zu werden und liebend zu wirken nach dem Beispiele ihres Meisters; die Stolze duldet ohne Seufzen die Verachtung und Verfolgung der einstigen Genossen ihrer Lust und Herrlichkeit, sie leidet ohne Wanken die Gräuel und Schmach des Todes in der Arena, auf dem Rade, dem glühenden Rost, dem flammenden Scheiterhaufen.

Jeder mächtige Impuls zu sozialem Umschwung bringt Begeisterung und in seiner Folge gewaltige Charaktere hervor, nach einem leicht zu erfassenden Naturgesetz. Weit seltener ist jener Enthusiasmus, der sich ohne Anregung von Außen in zäher Ausdauer, in stillem, aber opferfreudigen Wirken kund thut. Er findet sich oft bei den Frauen. Nicht minder, vielleicht mehr noch als die Heldinnen des Glaubens, welche sich durch die Bluttaufe den Glorienschein erworben, sind jene zu bewundern, welche unbehindert in der zusammenbrechenden Kultur, in der Verwilderung immerwährenden Kampfes die heilige Sitte, das ewig Wahre, Schöne, Gute kommenden Geschlechtern gewahrt, gehegt und gepflegt haben, sei es nun in dem düsteren Schatten des Klosters, oder jenem einer immer gefährdeten Häuslichkeit.

Bequemer, weil immer von Außen angeregt und erhalten, hatte es jedenfalls die Begeisterung der Frauen in der Renaissance des Glaubenseifers zur Zeit der Kreuzzüge. Einige der Muthigsten, Unternehmendsten unter ihnen scheuten selbst die vielfachen Fährlichkeiten des Zuges nicht, nur um aus der Ferne die Tempelzinnen von Jerusalem glänzen

zu sehen; die Mehrzahl opferte das Liebste dem heiligen Zwecke. Ihre Beredtsamkeit entflammte den Muth der Männer, spornte ihre Thatkraft, sie schmückten sie für den Todeskampf mit der bunten Schärpe, dem Werk ihrer feinen Finger, und der wehenden Helmzier. Während der Geliebte fern war, das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, saßen sie sittig bei Spindel und Webstuhl, durch eifriges Gebet sein Wirken fördernd, bereit ihm bei der Heimkehr doppelt herrlich zu lohnen. Und kehrte nun der getreue Knappe heim mit der blutgetränkten Schärpe und der geknickten Helmzier, dann nahmen sie diese Reliquien mit in die einsame Klosterzelle, dem Schauplatz unversiegbaren brünstigen Gebetes, oder in die Herrlichkeit des sittigen Brautgemaches.

Weit weltlicheren Beigeschmack hatte schon die Begeisterung, welche die Minnesänger erweckten. Die Bewunderung der Schönen, für die Poesie der Minstrels scheint nicht selten den Wunsch im Hinterhalt gehabt zu haben, ihre Anmuth durch sie weithin gepriesen und verbreitet zu sehen, wie jene der Tapferkeit im Turnier häufig nur dem Sieg der eigenen Farben galt. Der Kunstenthusiasmus der Frauen ist nicht immer selbstlos. Die Huldigungen, welche sie verschwenderisch einem Rubens, Rembrandt, Van Dyck dargebracht, galt nicht allein dem mächtigen Genius des Künstlers in abstractum, sondern dem Pinsel auch, der ihre Schönheit verewigen sollte. Der Bewunderung für Petrarka's Sonette ist häufig einiger Neid gegen Laura beigemischt, und dieser Neid hat eine Fluth von schlechten Liebesgedichten auf dem Gewissen. Doch gab und gibt es auch Leonoren. Wo die Begeisterung für die Kunst sich mit Begeisterung für den Künstler blendete, da allerdings steigerte sich der Enthusiasmus häufig gleichfalls bis zur Immolation des

eigenen Selbſt, wovon wohl Stella und Vaneſſa das peinlichſte Beiſpiel geben. Wird den Frauen im Allgemeinen Objektivität ſchwer, geſtaltet ſich ihnen Alles meiſt unwillkürlich zu Perſönlichem, ſo empfinden und feiern ſie an der Perſon dann doch das Große, Geniale, und begeiſtern, wenn auch auf indirectem Wege nur ihn. Die Gattin eines Tizian, wie Murillo, ja auch die Fornaſina wie die ſchöne Helene Formann! Nur das Weib des armen großen Dürer vermochte in ſeiner tiefinneren Gemeinheit nicht über das rein Materielle hinwegzukommen, in der Kunſt des Meiſters nur die Henne zu ſehen, die goldene Eier legt, ſeinen Schwung zu lähmen, ſtatt zu fördern.

Weit pietätvoller als ſie verhielten ſich die Gattinen und Angehörigen jener Männer, welche dem Kunſtgewerbe angehörend füglich bürgerliche Künſtler zu nennen wären. Nicht mit jenem lohnenden Enthuſiasmus, deſſen Kennzeichen die ſieghafte oder opfernde That, ſondern mit jenem ſtill innigen, welchen liebevolle Ausdauer charakteriſirt, ermuthigten ſie den „Herrn“ oder „Vater“ unverdroſſen alle Kräfte, und oft ein ganzes Leben dem „Meiſterſtück“ zu weihen, das noch bis auf Enkel und Urenkel herab den Stolz der Familie bilden ſollte.

Der Frau des ſimplen Bürgers war es Herzensfreude wie Lebenspflicht ihr Haus muſterhaft zu beſtellen; der Anblick des wohlgefüllten Leinwandſchrankes, der reich ausgeſtatteten Vorrathskammer, ſchwellte ihre Bruſt zu allerdings etwas zahmem Enthuſiasmus, wie denn eine zarte Jungfrau aus jener Zeit ſich an dem Anblick eines Stückes ſelbſt geſponnener, gewebter und gebleichter Leinwand nicht minder begeiſterte, als heutzutage eine junge Penſionärin an Heyſe's Thekla.

Die Frau des reichen Kaufherrn ſuchte Freude und Glück in ſolider wie ſtolzer Pracht, die Befriedigung ihres Ehrgeizes darin, die hochmüthige Edeldame zu überſtrahlen, zu demüthigen. Mit wahrer Begeiſterung ſcheute ſie keine Anſtrengung zu dieſem Zwecke.

Ueberhaupt ward die Begeiſterung immer ſelbſtiſcher, dem eigenen Ich und ſeinen perſönlichen Zwecken geweiht. Glanz, Pracht, Macht in ihrem hohlen Schein war ihr Ziel, ſtatt Heroismus Intrigue ihr Mittel, häufig die Schmach ihr Preis. Beinahe klingt es wie Hohn, da von Enthuſiasmus zu ſprechen, den wir gewohnt ſind, immer nur als Himmelstochter zu betrachten; doch wenn wir die Konzentrirung aller Wünſche, Kräfte, Fähigkeiten nach nur einem Ziele in wahrhaft hochgeſpannten Fanatismus, der von nichts Anderem wiſſen will, nichts Anderes anerkennt, ſo nennen müſſen, ſo müſſen wir ihn auch den regierenden wie ambitionirenden Schönheiten der großen und kleinen Höfe zuerkennen. Auch jene Damen, welche enthuſiaſtiſch in Geiſt machten, waren wohl zumeiſt durch Eitelkeit geſpornt. Das Hotel Rambouillet, die Freundinnen der Encyklopädiſten, ja ſelbſt die Dichterin der Corinna dürften wohl in dieſer ihren Stimulus beſeſſen haben und ſelbſt cisrhenaniſch, wenn auch nüchterner und ſolider gefärbt, dürfte die Begeiſterung für Wolf, Leibnitz ꝛc. einigen Beigeſchmack davon haben.

Wie ein Gewitter die Atmoſphäre von mephitiſchen Dünſten reinigt, ſo auch eine auf ideellen Impuls erfolgte ſoziale Umwälzung die Geſellſchaft. Das Kleinliche, Selbſtiſche verſchwindet vor der vollendeten, begeiſterten Hingabe an die Idee. Die Revolution bewies dies wieder. Die Pompadour und Dubarry, die fanatiſchen Repräſentantinnen frechſter Verderbtheit, waren mit ihrem großen Gefolge im

Nu hinweggeschwemmt, Platz zu machen für die Heldinnen der Vendée, die stoischen Dulderinnen in der Conciergerie, einer Marie Roland und Charlotte Corday.

Auch in Deutschland ward unter den Frauen der Umschwung alsbald fühlbar, durch den Befreiungskrieg vollendet. Dem Versumpfen in nachgeahmter Frivolität, wie eigener kleinbürgerlicher Beschränktheit war ein Ende gemacht durch die mächtig hereinbrechende neue Strömung. Alles Sinnen, Denken, Fühlen konzentrirte sich in begeistertem Patriotismus. Es wimmelte allenthalben von Thusnelden. Wieder entfachten die Frauen den Kampfesmuth der Männer, richteten sie auf zum Zuge gegen den Bedrücker, brachten bereitwillig ihr Lebensglück zum Opfer, hielten den Sieg nicht zu theuer erkauft durch ein einsames, verödetes, nur der Erinnerung geweihtes Leben. Der Glaube hatte schon aufgehört der Balsam für alle Schmerzen zu sein.

Vom Heroismus erholte man sich in der Empfindsamkeit. Die hinreißende Ueberschwänglichkeit Jean Pauls, Schleiermachers romantisch nüchtern-mystische Religiosität, der Schlegel glühende Nebulosität, der Schwung der Romantiker, der gefährliche Zauber des Werther, all' das vereinte sich, das Gefühlsleben bis auf's Aeußerste zu steigern. Begeisterte Freundschaft, Liebe war zum wahren und absichtlichen Kult geworden. Selbstverständlich waren wieder die Frauen die Fahnenträger dieser Richtung, sie zehrten sich auf im Gefühlsluxus. Dem wirklich Schönen, Edlen, das dieser Zug gefördert, wozu vor Allem die echten, bewährten Freundschaftsbündnisse gehören, steht wohl viel Abgeschmacktes zur Seite. Empfindelei wurde die Karrikatur innigen Empfindens, die Gefühlbegeisterung immer weniger naturwarm und mehr gekünstelt, bis mit dem Realismus ein Rückschlag eintrat.

Durch alle Zeiten zieht sich, ein bunt schmückender Faden, diese schöne, adelige Begeisterungsfähigkeit der Frauen. Unter den verschiedensten Umständen bethätigen sie in der verschiedenartigsten Weise ihren Enthusiasmus mit alles Andere verleugnendem Heroismus, der meist in einem mehr innerlichen Martyrium seinen Ausdruck findet, und jenen auch der Zeit aufprägt.

Und zeichnet die Frauen, welche bestimmt sind, das neunzehnte Jahrhundert zu charakterisiren, nicht auch ein eigenthümlicher Enthusiasmus aus?

O ja, aber die Märtyrerinnen des neunzehnten Jahrhunderts erfordern einen eigenen Abschnitt.

Enthusiastinnen und Märtyrerinnen des 19. Jahrhunderts.

Die beste Philosophie ist die praktische, die es versteht, aus der Noth eine Tugend, das Lästige, Unbequeme dem Angenehmen dienstbar zu machen. Wenn der Frost starre Blumen an unsere Fensterscheiben malt, die kahlen Bäume mit unheimlich glitzernden Krystallen umkleidet, den Boden aufseufzen läßt unter dem schwebendsten Schritt und Tritt und den duftigsten Athem zu blauen Dampfwölkchen kondensirt, dann ist es vergeblich, in neidischer Sehnsucht an die Orangenwälder Nizza's, den tiefblau gesättigten Himmel Palermo's und den intensiven Sonnenkuß zu Cairo zu denken, und zehnmal klüger, mit oder ohne Schlittschuhen nach dem Stadtparkteich zu wandern und dort dem spröden Winter

auch ein Vergnügen abzuringen, abzuzwingen. Auch ohne Schlittschuhe, wenn man nicht aktiv, sondern nur passiv an dem Eisvergnügen Theil nimmt, findet man Unterhaltung genug, wie denn überhaupt der Beobachter zumeist den besten Theil erwählt. Als ich an einem der ersten Tage dieses jungen Jahres in dieser Rolle an der Eisbahn stand, war mir das Geschick besonders hold und günstig, es erfreute nicht allein mein Auge durch die anmuthigsten Verschlingungen der Laufenden auf der glatten Fläche, sondern auch meine frierenden Ohren durch das Gespräch zweier gleichfalls beobachtenden Damen, welches zu belauschen ich zu meines Herzens Trost und Freude indiskret genug war.

Hätten doch mit mir gelauscht Alle, die da in düsterem Chorus jammern: „Das Verderben unserer Zeit ist der Mangel an Autoritätsglauben, der Mangel an jenem Enthusiasmus, der eifrig gerne Opfer bringt, ohne erst um ihre vernünftige Begründung besorgt zu sein, der in seiner Ueberzeugungstüchtigkeit im Martyrium schwelgt.“ O, hätten sie doch mit mir gelauscht, ihr Pessimismus wäre vielleicht mit dem meinen geheilt worden.

Allerdings hätte man Lust, in die Jeremiade einzustimmen, wenn man die allzu lebhafte Bethätigung des Spruches „Jeder für sich selbst und Gott für uns Alle“ ins Auge faßt, und die heillose Konfusion betrachtet in unseren verschiedenen kleinen wie großen Versammlungen, in denen es meist so viel Parteien als Mitglieder gibt, und es genügt, wenn ein Parteiführer Erfolge erringt, um ihm sogleich aus seinen eigenen Reihen eine Opposition erstehen zu lassen, wenn nicht die Frauen hier, wie so oft, wieder der Hort einer momentan außer Cours gesetzten Vortrefflichkeit wären.

— Meine Melanie läuft schon recht hübsch, bemerkte eine behaglich in Sammt und Pelz gehüllte Dame zu ihrer Nachbarin, nach einem hübschen jungen Mädchen blickend, das eben mit einer kühnen Schwenkung an uns vorüber bog — die arme Hortense dagegen ist durch ihr Unwohlsein ein wenig zurückgeblieben. Wir fürchteten in der That schon den Typhus und hielten ein Consilium, ihre kräftige Natur hat sich aber wieder herausgearbeitet. Hortense — zu dem eben heranschwebenden Fräulein — wie fühlst Du Dich, mein liebes Kind?

— Es ist köstlich, Mama! Nur wieder dies abscheuliche Ohrenstechen!

— Kein Wunder — warf die andere Dame ein — das hoch aufgestrichene Haar legt die Ohren ganz dem scharfen Winde frei. Es brennt keine Kohle so heiß ꝛc., wird man bald darauf singen können, und wirklich glühen die zarten Muscheln im tiefsten Rosenroth.

— Ach ja, liebe Baronin, die Mode ist recht unzweckmäßig für den Winter, aber was will man thun? Wollte man das Haar herabstreichen, man sähe aus wie aus dem vorigen Jahrhundert. Hu! und wie ein Pfeil vom Bogen schnellte die Niedliche vom Ufer ab.

— Auch ich — nahm die Baronin, welche im Alter des juste Milien zwischen ihrer Nachbarin und deren Töchtern halten mochte, das Gespräch auf — leide diesen Winter wohl doppelt so oft an meiner bösen Migräne. Das hinaufgekämmte Haar! und ich bin so empfindlich im Nacken. Mein Arzt hat mir das sehr hübsch erklärt, das Gehirn entsendet seine Nervenbündel durch die Nackenwirbel in das Rückgrat, deßhalb ist die Stelle sehr empfindlich. So oft ich nun ausgehe, werde ich recht unangenehm an diese ungeschickt

placirten Nervenbündel gemahnt, ich fühle ordentlich den ſchmerzenden Strang.

— Meine Melanie wieder leidet beinahe kontinuirlich an Zahnſchmerz; doch hat es nicht viel zu ſagen, es ſind nur Stockzähne, die man nicht ſieht. Der Dentiſte zieh auch gegen unſere Haartrachten zu Felde. Als ob man gegen etwas thun könnte! Dieſe guten Leute meinen, Ei terroriſiren zu können und entbehren dabei noch gar hä jeglicher Manier. Z. B. auch mein Hausarzt! Nun, er mir und den Kindern ſchon ein paarmal das Leben ge und da er ſo außerordentlich iſt, unſere Konſtitutionen kennt und man doch wieder einmal ernſtlich krank v und ihn brauchen könnte, vergebe ich ihm Manches un gute Miene zum böſen Spiel. Neulich jedoch trieb beinahe gar zu arg; meine Melanie trat zum Ausge kleidet ins Zimmer und der Doktor rief ihr in ſeine Weiſe entgegen: „Nun weiß ich doch, wo ſie den einem falſchen Blick herhaben, den ich jüngſt an deckte; wenn Sie dieſen ſammtenen Deſſert-Tel die Naſenwurzel geſtülpt tragen, müſſen Sie ja n gen ſchielen, um nur etwas ſehen zu können!“

— Dieſe Leute entbehren doch wirklich all

— Der feineren gewiß! Meine Melanie ei Teller! Aber das Mädchen hat Esprit, es ar gleich voll Aplomb: „Herr Doktor, höchſtens, w bin, unterliege ich Ihrer Kontrole, ſonſt muß i ken“, und mit einer prächtigen Verbeugung wa weg. Was Tournure anbelangt, muß ich geſt mit meinen Mädchen recht zufrieden, ſie beſchä manche Matrone. Das Repräſentiren iſt do ſache. Man kann nicht früh genug mit dem

fangen, ich darf mir das Zeugniß geben, nichts dabei verſäumt zu haben. Wie alt iſt ihre Marie, liebe Baronin?

— Bald ſchon ſechs Jahre.

— Da iſt es hohe Zeit, gar nicht mehr zu ſäumen. Ich habe meine Mädchen ſchon mit vier Jahren in die Hände der Bellon gelegt. Sie ſehen das Reſultat. Legationsrath v. W. verſichert, er habe in Paris keine anmuthigere Tänzerin geſehen als Hortenſe, und Melanie hat die reichſte Tonleiter von Verbeugungen, und wie viele Schattirungen gibt es da! Als ganz kleines Mädchen ſchon ließ ſie die Puppe liegen und machte vor meinem Ankleideſpiegel Pas und Komplimente, ich darf ſagen, ſie hat für jede Situation im Leben eine paſſende Verbeugung, als Adoleſcentin übte ich ihre Phantaſie dabei. Wie ungeſchlacht kam einſt ein junges Mädchen auf den erſten Ball, jetzt ſind ſie ſchon ganz routinirt durch die Kinderbälle. Die Erziehung macht wohl viele Sorgen, doch wird man auch durch manche Freude reich belohnt.

— Sie ſind es wirklich, liebe Freundin! Ihre Töchter ſind das Muſter der Wohlerzogenheit!

— Mein Streben geht nur darnach, meine Mädchen einfach und häuslich zu erziehen. Es wird, wie Sie wiſſen, Alles bei mir zu Hauſe gemacht, meine Mädchen ſind wirklich eben ſo fleißig als geſchickt. Sie arbeiten mit unermüdlichem Eifer und haben ihre Nähmaſchinen ſchon tüchtig abgenützt, was ich Papa immer zu hören gebe, wenn er (die Männer verſtehen ſo gar nicht) über großen Luxus und rieſige Ausgaben jammert. Als müßte man nicht ſchon, um ihnen Ehre zu machen, auf das Haus und die Toilette ſehen! Ich bringe ihm da manches Opfer, komme manchmal den ganzen Tag aus dem Sorgen und Denken nicht heraus!

— Sie werden doch ſchon dabei von ihren Töchtern unterſtützt! Bis meine Marie herangewachſen laſtet Alles auf mir allein. Ich ſage meinem Manne oft, in der Führung und Haltung des Hauſes erkennt man am Beſten die Liebe zum Gatten, wenn ich es glänzend zu führen und zu geſtalten ſuche, dem Zeiterforderniß zu genügen, ſo iſt es, damit alle Welt ſieht, wie ſehr ich Dich liebe. Ach, was hilft das Reden, die Männer verſtehen uns doch nicht, Dulden und Leiden iſt unſer Loos.

— Glauben Sie meiner Erfahrung, man thut am Klügſten zu all' dem Unſinn zu ſchweigen und ruhig weiter zu handeln, zuletzt ſiegt und überzeugt die gute Sache doch. Mein Mann war nämlich ganz zerknirſcht, als ich ihm eine Rechnung der Francine zeigte und dabei darauf hinwies, wie viel meine Mädchen durch ihren Fleiß erſparen. Er war ſo gerührt darüber, daß er ihnen eine recht hübſche Extra-Anweiſung für den Karneval gab. Die guten Kinder haben nun wieder alle Hände voll zu thun. Man wird nie fertig! Kaum iſt jetzt zur Noth die Wintertoilette verſorgt, ſo heißt es ſchon wieder an Bälle denken. Wir haben einen ſo w
ten Kreis von Bekannten, und müſſen daher ſo viel r
machen. Es iſt ein wahres Studium, man muß doch in
anders und paſſend erſcheinen. Es iſt meine ſchwerſte
der Karneval! Wirklich anſtrengend, es wäre kaum z
tragen mit dem vielen Nachtwachen, wenn man nicht i
die Kinder und ihr Wohl im Auge hätte. Beide M
ſind recht ſinnig im Ausputz, Melanie hat darin ein
haft brillante Phantaſie, Hortenſe mehr Poeſie.

— Ich ſtudire ſchon emſig auf originelle
Dieſe Theaterprinzeſſinnen überbieten Alles!

— Beſuchen wir einen Ball, auf welchem viel extravaganter Pomp zu erwarten iſt, ſo kleide ich meine Mädchen ganz duftig einfach, mehr poetiſch, mädchenhaft; bei einem Feſte einfacheren Styles dagegen müſſen ſie brillanter auftreten. Coupiren iſt die Hauptſache. Haben Sie ſchon die neueſte Nummer des Journal des demoiselles geſehen?

— Ja, und Manches daraus benützt. Die engen kurzen Kleider! wie lachte ich darüber und verſchwor je Aehnliches zu tragen, wenn ich in Großmama's Bibliothek Illuſtrationen zu Lafontaine und Kotzebue aufſtöberte. Ich fand es abſcheulich, aufrichtig geſagt, ich finde es immer noch gar nicht hübſch, aber was will man machen, man trägt es allgemein. Eduard hadert mit Feuer und Schwert wider dieſe Sünde gegen die Aeſthetik, ich gebe ihm Recht, erkläre ihm aber zugleich, daß ich, um nicht aufzufallen, meinen Schönheitsſinn zum Opfer bringen muß. Es iſt ärgerlich, aber da hilft kein Widerſtreben, man muß ſeine Eitelkeit zum Opfer bringen, kann auch nicht Gefahr laufen, wie ein veraltetes Modejournal auszuſehen. Alles auffallende Weſen verletzt mich als unweiblich, lieber mit den Wölfen heulen.

— Wie Vieles *muß* man doch im Leben! Wenn Jedes ſeinem Kopfe folgen wollte, wir hätten bald eine neue Auflage vom Thurmbau von Babel. Man darf ſich nicht beirren laſſen, das Journal des demoiselles iſt ſicher die beſte Autorität, meine Töchter folgen ihm unbedingt. Es iſt wirklich enorm, was man jetzt bei dem raſchen Wechſel der Moden fortwährend zu denken und zu thun hat, wir haben, obwohl die Stubenmädchen Alles zur Hand richten, und trotz der Nähmaſchine in einemfort damit zu thun. Meine Mädchen arbeiten oft den ganzen Tag, die Viſitenzeit natürlich ausgenommen, bis zum Theater, der Soiree.

Doch habe ich sie, zwar mit vielen Opfern, aber dem Himmel sei Dank, so erzogen, daß sie ihren Berufspflichten freudig obliegen. Sie sind unverdrossen, wie unermüdlich thätig, und bringen ohne Klagen manches Vergnügen zum Opfer; sie haben z. B. seit dem Sommer kein Buch in der Hand gehabt. Die Häuslichkeit, sage ich immer, ist an einem Mädchen das Wichtigste; was hat ein Mann an einer gelehrten Frau, einem Blaustrumpf?

— An einer Ihrer Töchter gewinnt jeder Mann einen Schatz. Ich muß Sie wirklich um den Schnitt dieser Schärpe bitten, die sich so anmuthig in einem Knoten nach hinten verschlingt.

— Sie sollen sie haben, sie ist nach einem Modelle der Francine direkt aus Paris. Melanie soll Ihnen auch die Schwenkung beim Niedersetzen zeigen, die nothwendig ist, um den Knoten nicht dabei zu verknütten. Sie hat ein paar Tage daran studirt. Ja, die Lektüre ist für ein häusliches Mädchen zu zeitraubend, ich sehe nur darauf, daß die Musik ordentlich betrieben wird, das darf auch während des Faschings-Troubles nicht vernachlässigt werden. Meine Hortense wird während der Fastenzeit öfter in der ** Kirche singen, sie hat den Alt-, Komtesse E. den Sopranpart übernommen. Ich halte bei unserem Geschlecht viel auf Religiosität und die ** Kirche ist doch die eleganteste. Mein Mann hat noch so altfränkische Ansichten von der Oeffentlichkeit, aber ich sage immer, „nur zur Ehre des Höchsten, sieh die Aristokratie an, die thut es auch.“ Hortense steht jetzt täglich eine Stunde früher auf, Skalen zu singen. Müssen die Frauen auch heutzutage vor Allem praktisch sein, so darf darum doch der Sinn für das Höhere in ihnen

nicht ersterben. Ich darf mir wohl das Zeugniß geben, ein Beispiel dafür zu sein,

Auch ich! Ich habe mir unter dem Thor des Musikvereines einen Katarrh geholt, nur um Rubinstein beim Einsteigen noch einmal zu sehen! Wie arm wäre das Leben, ohne die Kunst! Ich habe den Satz so lange verfochten, bis mir Eduard eine Loge im Opernhause gemiethet. Er hat zwar, wie er behauptet, dafür ein Pferd hergeben müssen, das er bei Custozza geritten, aber der Kunst muß man Opfer bringen können, was ist eine unbethätigte Begeisterung.

— Sieh' da, Hortense und Melanie schnallen schon ihre Schlittschuhe ab! Ein Bischen Shopping wäre nun nicht übel. Kommen Sie mit?

— Jedenfalls, obwohl ich wieder diesen unleidlichen Schmerz aus dem Nacken gegen den Kopf emporsteigen fühle, aber es ist keine Zeit mehr zu verlieren, die drei Könige aus dem Morgenland werden gleich ihre Aufforderung zum Tanze ergehen lassen. Warum doch diese albernen Nervenbündel so ungeschickt blosgelegt placirt sind?

Damit entfernten sich die Damen aus meiner Nachbarschaft. Apage Satanas! rief ich dem Pessimismus zu, der mich auf meinem Hinweg begleitet hatte. Noch gibt es Enthusiasmus, Aufopferung, wachgerufen durch die Autorität. Um sie bildet das zarte Geschlecht eine eiserne Phalanx, ein Corps von der straffsten Disziplin, dem phanatischesten Ueberzeugungseifer! Auf ihren Wink erleiden sie mit Enthusiasmus ein Martyrium. Und welche Autorität ist es, die tausend und aber tausend der schärfst ausgeprägten Individualitäten nivellirend beherrscht, die lebhafte Französin, wie die sinnige Deutsche, die rationelle Engländerin, wie die exaltirte Polin, die apathische Russin, wie die feurige Italienerin

beugt, ſelbſt die freiheitsſtolzen Yankee-Ladies fügſam macht und die feurigen Kreolinen begeiſtert, alle mit opferfreudiger Begeiſterung beſeelend? Wo iſt die Heimatsſtätte dieſer wunderbaren Macht, wo ihr Reich, wie ihr Name?

Ihre Wiege ſteht an der Seine, ihr Reich iſt die elegante Frauenwelt, ihr Name: Mode.

Von den Höflichen.

Jacta est alea! rief der heute beſonders widerborſtig gelaunte Freund Berthold, als, einem energiſchen Druck ſeines Daumens weichend, der Propf ſich mit einer ſtattlichen Detonation dem Halſe der Veuve Cliquot entwand. Aber ach, der Pfeil war nicht ſonderlich glücklich abgeſchnellt, er traf den Dritten in unſerem engen Kreiſe um das Marmortiſchchen, Rath Wernau, mitten in die Stirne.

— Fein höflich, fein höflich! ſagte der Betroffene, ohne die Stimme über die gewöhnliche ſanfte Tonart zu erheben, den ſilbern dekorirten Kork zierlich auf der Tiſchplatte deponirend.

— Pardon, rief gleichzeitig Berthold, fügte aber gleich hinzu — verlange vom Weine nicht Höflichkeit, er ein viel zu ehrlicher Geſelle. In vino veritas.

— Und ſeit wann — lautete die Entgegnung, Welt ſo trübſelig beſchaffen, daß Höflichkeit und E nicht mehr Hand in Hand gehen ſollten, Berthold die Höflichkeit iſt die Blume der Geſittung, wie pagner des Weines.

— Ein Pereat der Höflichkeit, ſtieß Ber während er bemüht war, mit Anſtrengung ſeine eine widerſpänſtige Cigarre in Zug zu bringen.

Die F.'sche Weinstube war der Schauplatz dieses kleinen Vorfalles, sie war schon ziemlich geleert, wir konnten daher in unserer Ecke traulich und ungenirt plaudern. Es war ziemlich lange, wohl eine Reihe von Jahren her, daß wir so beisammen gesessen. Dagegen waren wir in unserer Kindheit und Adolescenz wohl tagtäglich beisammen gewesen; Wernau, obwohl unser Senior, hatte immer mit uns gehalten auf dem Gymnasium wie daheim. Später hatte uns das Leben nach verschiedenen Richtungen verweht, treffen wir aber hier und da zusammen, so ist es uns allen Herzensfreude. Geschäfte führten beide Freunde zufällig gleichzeitig hierher. Wernau nimmt nach Verdienst, bei noch ziemlich jungen Jahren eine hübsche Stellung im Beamtenstande ein. Berthold ist ein tüchtiger Künstler geworden, namentlich um seiner Bildnisse willen berühmt. Er ist ein Zugvogel, immer auf der Wanderung durch ganz Europa. Bald an irgend einem Hofe chopirt, bald in der Campagna, den Knappsack am Rücken, Studien machend, oder in einem der lärmenden Ateliers am Monte Pincio in toller Ungebundenheit zugleich jubilirend und arbeitend. Trotz einiger unvermeidlicher Hausorden und üppigem Vollbarte immer noch ein wilder Bruder Studio, der besonders nach einigen der Etiquette geopferten Stunden das Bedürfniß fühlte, die Glacé-Handschuhe mit Fracas über Bord zu werfen. Er kam eben von einer steifen Soirée.

Endlich brannte die Cigarre, Berthold holte tief Athem und fuhr fort:

— Ich hasse diese Blume der Gesittung, die Höflichkeit, schon von Kindesbeinen an. Das habe ich schon von der ebenso trefflichen als klugen Frau, meiner Großmutter her. Höflich sein ward mir an der Wiege als erste und

wichtigſte Menſchenpflicht geſungen; mein Vater, der von Leibnitz's Skrupeln über eine Kauſalverbindung zwiſchen der materiellen und unmateriellen Welt durchaus nicht angekränkelt war, bläute mir dieſen koſtbaren Glaubensartikel häufig ſehr fühlbar ein. Ihr mögt denken, daß dieß nicht der ſicherſte Weg war, der Höflichkeit meine junge Liebe zu gewinnen und daran meine Wonne ermeſſen, als einſt auf mehrwöchentlichen Beſuch bei meiner Großmutter, vor der auch Papa großen Reſpekt hatte, die alte Frau ſich gelegentlich vernehmen ließ: „Ich mag die vielhöflichen Leute nicht gut leiden; blutſelten nur ſteckt was Rechtes hinter dem abgezirkelten Weſen und dem Flatuſenwerk; echte Herzlichkeit und wahres Wohlwollen braucht all' den Krimskrams nicht!“ Gute Großmutter, wie oft habe ich doch ſchon an Deinen Ausſpruch gedacht und Deinem ſchlichten, geraden Sinn im Grunde meines Herzens Recht gegeben, wenn ich mir „die viel höflichen Leut“ betrachtet habe. Nein, ein Pereat der Blume der Geſittung und ein Vivat dieſer prächtigen Cliquot!

— Welch' unverbeſſerlicher Brauſekopf Du doch allezeit bleibſt — Berthold — ſagte der Rath, ſein Glas nach munterem Anklingen niederſtellend — Du verſchütteſt immer das Kind mit dem Bade, als ob die Höflichkeit nicht eben der Ausdruck des Wohlwollens wäre.

— Sein Ausdruck! Nicht einmal ſein Surrogat! wie man etwa, wenn der Mokka ausgeht, bei ſchlechtem Geſchmack aus Feigen und Gerſte Kaffee braut. Nicht einmal Feigenkaffee, fähig kleine Kinder zu täuſchen, iſt dieſer Dein Liebling. Es iſt nur eine Schminke, die am dickſten aufträgt, wer am meiſten zu verbergen hat.

— Wenn Häßliches übermalt wird — warf ich ein — hat es unſer äſthetiſcher Sinn immer zu danken.

— Dieſer Satz, bis in die äußerſte Konſequenz verfolgt, gäbe eine hübſche Moral. Uebrigens birgt die Schminke dem kundigen Auge nichts, ſie iſt nur da anſtandshalber, und Dank ihr, gemahnt mich die ganze Sozietät in ihrer Stereotypität häufig an den Chor irgend einer Winkelbühne, wo Mann für Mann ohne Berückſichtigung ſeiner Züge, ſeines ganzen Habitus gleichmäßig angeſtrichen iſt. Doch nein, wie an den Knöpfen den Mandarin, kann man an der Höflichkeit Rang und Stand des Europäers, ganz beſonders des Deutſchen erkennen. Ich habe da ſpeziell Studien gemacht, mein Beruf bietet mir Gelegenheit genug dazu. Wenn ich gewiſſe Räume betrete, weiß ich, Dank Deiner Originalität nivellirenden Blume der Geſittung, ſchon zum voraus, was mir widerfahren wird. Z. B. ich habe das Bildniß irgend einer Fürſtin zu machen. Zuerſt nimmt mich die Kammerfrau in Empfang, mit der Verſicherung, die Hoheit werde ſogleich bereit ſein, eile ſich um meiner koſtbaren Zeit willen. Es iſt das die zuckerſüßeſte Höflichkeit, die in ihrem Honigſeim ein mixtum compositum von Devotheit und Herablaſſung birgt. Im Salon harrt nebſt der Staffelei auch noch die Hofdame, ſie fängt unfehlbar ſogleich mit großem Eifer von Rom, dem Koloſſeum, den ſchönen Albanerinnen an, während ſie in den Hof hinablorgnirt nach einem der Adjutanten, der ſein Pferd courbettirt. Endlich kommt die Hoheit ſelbſt, auf die erſte Phraſe der Anerkennung folgt eine Fluth von Fragen über den Gang einer Studie, den Stand der Kunſt, ihre einſtige Blüthe ꝛc. Man möchte um der Athemverſchwendung willen an die Aufrichtigkeit des Intereſſes glauben, wenn ihre Haſt nur einen Zwiſchenraum

zur Antwort ließe, und athmet auf, wenn die allerhöchsten Lippen vor der Staffelei ein etwas stereotyp huldreich majestätisches Lächeln schließt. Und regelmäßig immer derselbe Tanz, wenn noch je eine Ausnahme eintritt, so ist es in letzter, höchster Instanz.

— Sonderbarer Schwärmer, wenn Du noch an Höfen und Höfchen Originalität suchst!

— Ach, bester Freund, diese konventionelle Liebenswürdigkeit, die nach abgestandenem Wasser schmeckt und statt zu erfrischen, erschlafft, geht durch alle Stände in Euerem wohltemperirten Deutschland. Sie hat sogar unseren geheiligt freien Stand schon verpestet. Ich habe Menschen gesehen, die ich einst als Künstler gekannt, und die nun, nur Dank wieder dieser Blume der Gesittung, nur mehr Galerie-Direktoren oder Akademie-Professoren sind. Sie haben mit ihrem Bart ihre Phantasie beschnitten. Kommt ihnen doch noch hie und da eine Idee, so wird sie mühselig abgezirkelt, damit nur ja nirgend eine unhöfliche Kante, ein genialer Schwung, der die Regel der Konventionalität verletzt, merkbar werde. Sie malen mit Glacé-Handschuhen und fürchten sich vor der Farbe; nirgend mehr pastiose Lichter, Alles lasirt und grau in grau gedämpft. Solch' ein höflicher, bebänderter Herr findet den Rubens in seinem stillen Herzen einen unverschämten Flegel mit seinen mastigen und lebenswarmen Figuren, und flötet auf's Zarteste einen Bannfluch gegen den Realismus unserer Tage, während er einem Vertreter desselben die schönsten Komplimente sagt, ihn über sein Streben und Wirken mit Höflichkeiten überschüttet, um ihn hinterrücks herabzureißen. Vor Allem die Rede eines Künstlers sollte immer frank und frei sein!

— Lieber Berthold, wenn nur acht Tage lang Jedermann frank und frei ſprechen würde, ſchob der Rath dem animirten Künſtler ein, ohne den von Dir ſo verpönten Regulator Höflichkeit zu Rathe zu ziehen, Du würdeſt ſelbſt nach dieſer Kulturblüthe Verlangen tragen, und des lieben Friedens willen auf das Urwüchſige gerne verzichten.

— Nun ja, wenn Du mir nur zugibſt, daß ſie nicht der Ausdruck des Wohlwollens, ſondern eine Maske an Stelle deſſelben iſt. Mir wird immer bange, wenn Jemand ſo ſonderlich höflich iſt. Zieht ein ſehr junges Mädchen dieſe Saiten auf, ſo gilt es gewiß eine Zeichnung in ein Album; bei einer eleganten Dame gilt es den Entwurf zu einem phantaſtiſchen, noch nie dageweſenen Koſtüm zum Maskenball, bei einer frommen, eine Skizze zu einer Verloſung zu wohlthätigem Zweck. Die Höflichkeit iſt zumeiſt nur die Zange, mit der man die Kaſtanien aus dem Feuer holt. Mittel zum Zweck, nicht Selbſtzweck. Beſter Wernau, ſieh' nur ſelbſt in Deinen eigenen Stand. Nicht wahr, Deine Subalternbeamten haben für ihre Untergebenen wieder, oder gar die unglücklichen Parteien, welche mit ihnen zu verhandeln haben, gar wenig von dieſer holden Kulturblüthe zur Hand, während ſie augenblicklich üppig blüht, wenn Du hereintrittſt, und zu einer wahren Victoria Regia erwächſt, wenn ſich nur von ferne der Rockſchoß eines Miniſters erblicken läßt. Wohlwollen aus Opportunität! Wie höflich wird der arrogante Geldmenſch, wenn er auf einen noch reicheren trifft, wie geſchmeidig katzenbuckelt das Verdienſt vor Leuten, die es ſonſt tugendlich mißachtet, wenn es ein Bändchen ins Knopfloch gilt. Und nun gar erſt die Höflichkeit der Frauen! davor bewahre einem der Himmel gnädiglich! Sie ſind nur höflich, wo ſie gleichgiltig ſind oder

haſſen. Wehe, wenn ein geliebtes Weſen begi
ſein, da ſind die ſchlimmſten Launen ein beſſ
da iſt der Bruch vor der Thüre und alle Lie
den wildeſten Sturm beſchworen hätte, verloren.
wenn die ſüßen Geſchöpfe einander gegenſeitig
keiten überſchütten, kein Ende finden an Gemei
Flatuſenwerk, wie es meine Großmutter nannte,
man Gift darauf nehmen, daß ſie einander ſpinn
in Putz oder Liebe Rivalen auf Leben und Tod ſi
Kulturblüthe hat meiſt einen recht bitteren N
Pah, lieber, gekränkter Freund, ich kann kein L
an dieſen zierlichen Sprüngen und Entre-ch
Produkte einer Dreſſur, die wir, wie der Pudel
vergeſſen, ſobald wir aus dem Bereich des drohen
oder des lohnenden Bratens ſind.

— Du haſt immer nur die Karrikatur im

— Das iſt das richtige Wort — ſtürmte ſo
der der erhitzte Berthold (vielleicht war eine Dam
höflich gegen ihn geweſen) drein — die Höflichkei
Karrikatur des Wohlwollens der Herzlichkeit.
Menſchen gleich, weil bei allen Lüge, Maske!

— Doch erinnere ich mich aus einigen Dein
flüchtigen Reiſebriefe, daß Dir jenſeits der Alpen
Höflichkeit, die durch alle Stände geht, ſo gar wo
Wie reimt ſich das mit Deiner kopfſcheuen Antipath
dieſe geſellige Tugend?

— Ganz wohl. Bei den romaniſchen Völkern
etwas ganz Anderes. Bei ihnen iſt es Formenſinn
borene Gra[illegible] des Ausdruckes. Der Romane iſt gen
ſo oft, wo nicht viel öfter falſch dabei, aber er handl
Formen unbewußt, mit ſpielender Anmuth. Die

ist so hübsch, daß man sich die Illusion gefallen läßt; aber der Deutsche spielt schlecht, plump, im Schweiße seines Angesichtes vergeblich und anmuthlos zappelnd. Darum fühlen wir uns auch in den romanischen Sprachen nie gänzlich heimlich, wir können durch sie das in uns liegende grobkörnige Element nicht zur Geltung bringen, müssen einen Theil, gerade den kräftigsten unseres Ich gezwungenermaßen verschlucken, in Groll wie vielleicht auch Liebe. Wenn ich, den Straßburger Dom im Rücken, die Kehler Brücke passire, versucht sich meine Zunge immer in ein paar Kernausdrücken, als hätten die blauen Rheinwogen ihr ein Brevet für biedere Derbheit ertheilt. Da ist's im Englischen schon behaglicher, die Sprache hat einen prächtigen und bravbenützten Box-Apparat. John Bull spricht eine Sprache, in der wir nichts missen können. Der Deutsche kann nur herzlich oder grob sein, darum bleibe er ehrlich bei dem Einen oder Andern, zur Höflichkeit hat er kein Talent, darum lasse er es sein.

Schon drehten die Aufwärter die Gasflammen nieder, wir erhoben uns, der erboste Berthold nur widerwillig. Einen Augenblick noch hielt er das Kelchglas nachdenklich in der Hand, er mochte in seinem Grimme auch zuletzt noch an eine höfliche Schöne denken, denn er brachte es an die Lippen nochmals mit dem wiederholten Ruf: Ein Pereat der Höflichkeit.

Von den Photographien.

„Die Sonne bringt es an den Tag.“ Wer da glaubt, in seiner Photographie nur seinen äußern Menschen abspiegeln zu lassen, liegt arg im Irrthum, solch' eine kleine

Visitkarte enthält ganz getreulich auch mit dem p
brief einen geistigen und moralischen. Ehe
Bildniß die Darstellung der Auffassung, welch
von einer Persönlichkeit gewann; er idealisirt
an derselben, unwillkürlich that er etwas hinzu
aber die Photographie ist ganz matter of
Naturselbstdruck ist so subtil wie scharf, daß e
Momente und Charakteristikons ausprägt, die da
ahnungslos mit sich herumträgt, an denen ma
Male vorübergegangen ohne sie zu bemerken, die
die Sonne unwiderleglich und unübersehbar an
gebracht.

Wer beabsichtigt, sich einen tüchtigen Fond
schenkenntniß anzulegen, der vernachlässige das S
Albums nicht, sie enthalten auf jedem Blatt kostl
terial, man kann da in einer Viertelstunde auf k
Art einen lehrreichen Kurs durchmachen. Nicht sel
fährt es mir, von einer Person, mit der ich sch
verkehrt, nur einen unpräzisirten Eindruck mit m
zutragen, plötzlich beim Anblick ihrer Photographie
er sich und wird zum Urtheil. Zu solchem Zu
eigentlich die ersten, weniger guten Bilder, die na
fänge der Photographie, die Anfänger unter den P
phen wie Photographirten die besten. Ehe noch E
und kunstsinniges Arrangement die Unbefangenheit
und jedes sich hinstellte nach eigenem Gutdünken
messen, da war solch' ein Bildchen zehn Jahre der
sten Bekanntschaft und sechs Bände Tagebücher und
nisse werth, denn es bekannte gar Mancherlei, dem B
den selbst Unbekanntes.

Und wie leicht ist es solche Studien zu machen! Man braucht nicht einmal Albums zu durchblättern und Kunsthandlungen zu belagern, jede Straßenecke beinahe bietet in irgend einem Auslagrahmen ein Fülle Stoff. Welch' ungeheuerer Reichthum an Nuancen in diesen Schaukästen. Wenn man jene am Kohlmarkt oder Graben mit solchen vergleicht, welche den Neubau, die Josephstadt, die Favoritenstraße, die Jägerzeile oder Erdberger Landstraße zieren, so lernt man ein gutes Stück Wiener Kulturgeschichte kennen. Jeder Stadttheil wird genau dadurch charakterisirt, und es ließe sich, gestützt auf die Photographie, eine soziale Topographie Wiens zusammenstellen, die jeden Zug seiner vielbewegten Physiognomie getreulicher darstellen würde als alle statistischen Ausweise und Polizeibeobachtungen es vermöchten.

In der Stadt und ihren eleganten Annexen enthüllen diese Schaukästen Schätze an Geist, Phantasie, koketter Grazie und Abgründe von Blasirtheit; centrifugal dagegen entwickeln sie immer mehr und mehr die gemüthvolle Seite des Lebens. Am „Grund" lehren sie einem noch an patriarchalisches Familienleben, an dicke Freundschaft glauben. Man fühlt, daß, aller zersetzender Elemente zum Trotze, die Gesellschaft noch nicht verloren ist, wenn man eines der Familienbilder ins Auge faßt, wie sie dort zur Auferbauung ziemlich häufig in den Rahmen prangen. Der Grundstein des Hauses, der Vater, sitzt zur Rechten, ein breites und doch würdevolles Lächeln auf dem wohlarrondirten Gesicht zeigt eine der seltensten Erscheinungen hienieden: Zufriedenheit mit der Welt und sich selbst, die dicken Finger spielen mit der schweren Uhrkette, welche von der Sammtweste auf ein weißes Beinkleid hängt. Neben ihm sitzt die Gefährtin seines Strebens und Lebens, die stattliche Fülle in schwere Seide gehüllt,

den Hals, deſſen Epidermis an die Pflaume gegen Ende Oktober gemahnt, vielfach mit feinen Perlen umkränzt. Zwiſchen den Knieen der Beiden ſteht ein kleines Mädchen in weißem Kleide gepfercht, mit zwei kurzen, ſteifen, ſchleifengezierten Zöpfen, einen „feſten“ Blumenſtrauß krampfhaft mit beiden Händen haltend. Im Hintergrunde gruppiren ſich kerzengerade Söhne in weißen Gilets mit ſtrangulirend engen Kravaten und Töchter in karrirten Kleidern. Wenn ein derartiges Bild auch nicht immer das Entzücken des Aeſthetikers bildet, ſo muß es doch Balſam für das wunde Herz des Peſſimiſten ſein.

Auch an die Freundſchaft lernt man noch glauben in dieſen Gefilden. Da ſtehen drei junge Mädchen, welche mit mehr Geſchick als Grazie die ſchwierige Aufgabe löſen, ſ zu umſchlingen und ſich doch, alle drei en facie zu zeig Auf den erſten Blick glaubt man an eine gymnaſtiſ Uebung, auf den zweiten aber erkennt man Innigkeit nicht Hygienie als das Motiv dieſer abnorm nach rückv gerenkten Achſeln. Nebenan ſind zwei halbwüchſige M in weißen Kleidern, mit ſchiefgebundenen Schärpen, auf den dichten Locken, die, offenbar vom „Umgang“ zum Photographen geeilt, den flüchtigen Moment de wenigſtens in Effigie feſt zu halten. Aber auch di ſchen Tugenden bringt die Photographie zu Tage; eine ganze Nähſchule, in kameradſchaftlicher Ent diale abgebildet. Das niedliche Mädchen, das über Jahr und Tag mit gehobenem Arm die N Luft hält, hat ſicherlich den Laokoon nicht gel würde es dieſe auf die Dauer unhaltbare P vermieden haben.

Aber nicht nur Frauen allein fühlen hier noch tief und innig, dem Himmel sei Dank, auch Männer zeigen, daß ihnen das Band der Freundschaft noch heilig ist. Diese Gruppe hält offenbar seit ein paar Jahrzehenten schon einen bestimmten Tisch besteckt beim „Bock“ oder der „Traube“. Das korpulenteste Glied der Gesellschaft ist mit feinem Schönheitssinn zum Mittelpunkt des Halbkreises erwählt worden; da die Tafelrunde sich nicht gut als solche darstellen ließ, rangiren die minder ansehnlichen Mitglieder in zweiter Linie. — Ein halb Dutzend Turner, knapp daneben, sehen mehr steif, leinern und desparat als frisch, fromm, fröhlich und frei aus. — Sehr beliebt sind auch Gesangvereine pyramidal arrangirt. Im Vordergrund lagern ein Dutzend Sänger auf dem Teppich, auf Bänkchen, Stühlen, schließlich nach der Größe geordnet erheben sich keilförmig zugespitzt die Reihen; Alle halten Notenblätter in den Händen, einer der Hingestreckten hat den Arm erhoben, wie zum Taktiren. Auf einem dieser Bilder trieb die ganze Gesellschaft ihre realistische Gesinnungstüchtigkeit so weit, sich mit geöffnetem Munde abkonterfeien zu lassen. Ein Gesangslehrer müßte an der Form dieser bouches béantes erkennen, welchen Ton der Sängerbund angeschlagen. Photographirte Klangfiguren! Wenigstens hatte der Photograph auch einen kleinen Kunstgenuß. In unserer Zeit, wo die Vervollkommnung keine Grenzen zu kennen scheint, gibt es demnächst vielleicht auch photographirte Melodik!

Aber auch hier erscheint der Mensch nicht immer — in Gesellschaft und die Einzelbilder sind nicht minder beherzigenswerth als die Gruppenbilder. Junge Damen lieben es, sich mit landschaftlichem Hintergrund, einen bebänderten Schäferhut oder an eine Säule gelehnt, ein Buch in der

Hand, dem erstaunten Publikum darzustellen. Aeltere Herren deuten die feste Position, welche sie im Leben einnehmen, durch sitzende Stellung an, wollen sie tiefe „Gemüthlichkeit“ anzeigen, so spielen sie mitunter Zither, während junge Männer sich meist durch weltschmerzlerischen Gesichtsausdruck und ein Spazierstöckchen auszeichnen, der eine lackbestiefelte Fuß ist meistens so weit vorgesetzt, daß er einen großen weißen Fleck bildet; genaue Beobachter von besonders scharfer Sehkraft wollen behaupten, daß an den Glacé-Handschuhen immer ein paar Nähte geplatzt sind. — Jünglinge, deren Züge deutlich die Abstammung von den Wenzeliden aufweisen, lieben es besonders sich in die kleidsame Tracht der Magyaren zu werfen. Der Schönheitssinn ist immer Kosmopolit. — Offiziere, die es offenbar noch nicht lang sind, haben häufig die eine Hand auf die Kuppel des Säbels gestützt, während die andere mit dem Monokle tändelt, so naiv ihre doppel Eroberungsbereitschaft anzudeuten; wenn man die Blicke Vorübergehenden beobachtet, möchte man wirklich man an die Unwiderstehlichkeit dieser Armee glauben.

Und all' diese Gestalten sind auch hier auf der S en famille, Jedermann von den gewöhnlichen Pas kennt sie, von der Kirche, dem Wirthshaus oder C her. In diesen Gegenden weiß man noch, nicht im selben Hause, sondern auch wer gegenüber un wohnt, die Straße hinauf und hinab. Wie durc diese Bilder und Bildchen, wie harmlos ursprü sie verrathen. Der heikelste Geschmack muß du Naivität entwaffnet und versöhnt werden.

Besser fährt die Aesthetik jedesfalls, an rahmen in der Stadt, auf dem Ring, in vorausgesetzt nämlich, daß ihre Nerven gege

gehörig gestählt sind. Wie viel verräth schon die Wahl des Photographen bei solchen, welche kundig und selbstbestimmend sind. Ich muß gestehen, daß ich, sollte ich einmal, des freiwilligen Cölibates überdrüssig, mich mit „ernsten Absichten" unter den Töchtern des Landes umsehen, es als eine der gebotensten Vorsichtsmaßregeln zur Assekuranz meines künftigen Glückes ansehen würde, zu erforschen, in welchem Atelier die Dame meines Herzens ihr holdes Bildniß fertigen läßt. Männiglich und weibiglich wird dadurch charakterisirt.

Auf den Bildern Angerers herrscht eine Art bureaukratischer Ton. Abgezirkelte Eleganz, ebensofern von der Nonchalanz als Extravaganz, sozusagen ein solider Geschmack, ein konservatives Element; Stellung, Toilette, Anordnung bilden ein juste Milieu von steifer Anmuth, bewußtem Anstand wie gemäßigter und geordneter Eleganz. Mit einem Mädchen, daß sich jetzt noch, nachdem sich das Prestige der Mode vielfach theilt, bei Angerer photographiren läßt, wird man nicht ekstatisch, aber ziemlich ruhig und sicher durchs Leben gehen können. Pensionirte Staatsmänner haben eine besondere Vorliebe für diesen Photographen. — Jagemanns Bilder und ihre Originale wären meist mit der Marke „superflue" zu versehen; sie tragen den exquisiten Stempel jener Eleganz, die bei vollendeter Nonchalance das Gleichgewicht nie verliert, jene Haltung, die unter allen Umständen, auch dem Apparat gegenüber sich gleich und natürlich bleibt und vom Photographen taktvoll nur gehoben, nicht durch irgend welche Anordnung beeinträchtigt wird. Künstlerische Einfachheit! — Bei Rabending affektiren die Bilder und Personen nicht selten bei viel Geschmack und Sinnigkeit Prätensionen vielfacher Art, häufig poetische, die Köpfe tragen meist das Gepräge einer Ausnahmsstimmung. Bei Angerer ein wenig

collet monté, bei Rabending tête monté.
von Adele theilen ſich ſcharf in zwei Part
Männer athmen elegante Blaſirtheit, parfümi
jene der Frauen im Gegentheil Aufgeregthei
Civilbilder erſcheinen durch abſonderliche D
Coſtüme, zumeiſt mit bewußtem Raffinement a
ſen von Koketterie imprägnirt.

Was würde eine unſerer Aeltermütter ſa
durch unſere gute Stadt promenirte und an a
ecken Bildniſſe von Frauen und Mädchen a
Geſellſchaft im Ballkoſtüme dem Blick jedes G
ſetzt ſähe? Und dennoch könnte man ſich in di
verſetzt glauben, da Bertha ſpann, denn knapp
Dame, welche ihre ſplendide Robe ſo ſorgſam a
ſeuſe ausbreitet, als hätte ſie ſich nur in der n
Abſicht porträtiren laſſen, für die extravagan
ihrer Modiſtin Propaganda zu machen, ſitzen ein
liebſte Mädchen am Spinnrocken. Iſt der Spi
Dekorationsſtück, oder flechten und weben ſie wi
was? Wie verſteht es auch ein eingehender
durch geſchickte mise en scène die verſchieden
an ein und demſelben Individuum ans Licht de
bringen. Hier iſt eine junge Dame, von deren
Schärpe niederfallend, einen hübſchen Hintergr
weißen Schultern abgibt; auf der hochgehobenen
ſich ein Kanarienvogel, mit dem Blick, Mund,
Geſicht ſchelmiſch kokettirt. Nebenan dieſelbe
die gefalteten Hände über ein Buch gekreuzt, die
beugt, das Auge himmelwärts gewendet, die
Halsbandes zu einem Roſenkranze umgewandelt, i
Kreuz am weißen Arme niederhangend; nur da

Glorienſcheine Puder auf dem Haare liegt. Wieder andere Damen vereinen die Reize des Negligée's mit jenen der großen Toilette, das aufgelöste Haar fällt über den Putz nieder. Mit einer wunderbaren ſtrategiſchen Kunſt, wie ſie gar vielen Generalſtäblern, zu anderen Zwecken zwar, zu wünſchen wäre, iſt wieder ein anderes Bildchen angeordnet, es löst das Problem, ein Geſicht zugleich en face und im Profil zu zeigen, mit Zuhilfenahme eines Spiegels auf graziöſe Weiſe. Hier wieder wird gleichzeitig eine lange Schleppe und ein kleiner Fuß in hohem Stiefel produzirt. O Du gutes Kind vom „Grunde", das Du Dich in Deinem Staate kerzengerade und mauerfeſt hinpflanzeſt, wie naiv biſt Du. Wie viele Schattirungen der Verfeinerung und Ueberfeinerung liegen doch zwiſchen ſolch' einer Photographietafel am Neubau und jener am Kohlmarkt.

Schmücken ſich die Dandys von „draußen" mit Weltſchmerz, ſo die eleganteren herinnen, d. h. innerhalb der Bannmeile der Faſhion, mit Indifferentismus. Wenn man dieſe apathiſchen Phyſiognomien anſieht, ſollte man meinen, ſie hätten wie die Pyramiden ſchon auf ein paar Jahrtauſende herabgeſehen, zeigt ſich auf irgend einer noch ein Fünkchen Lebensfreudigkeit, ſo ſcheint ſie ſich auf einen ſchönen wohlgepflegten Bart, bei einem älteren Herrn auf ein Bändchen im Knopfloch zu beziehen. Doch beſitzen noch Einige etwas Energie der Koketterie. Da iſt ein Mann mit durch die Zeit erhöhter Denkerſtirne, er iſt von Büchern umgeben, in einer Hand wiegt er einen Todtenſchädel. Haben wir einen Arzt und das Reſultat ſeines Wirkens oder einen Hamlet vor uns? Dort ſtützt ein Anderer die Hand auf ein aufgeſchlagenes Manuſkriptbuch; ſind ſeine weißen Blätter eine Beruhigung oder eine Drohung? — Gruppenbilder gibt es da keine, Jedes

iſt für ſich ſelbſt. Offizielle Perſönlichkeiten, Künſtler, Künſtlerinnen, Gelehrte haben wieder ihre beſondere Taktik, die weiter auszuführen für heute zu weit führen würde. So nur einen Theil von dem, was mit Hilfe des Photographen die Sonne an den Tag bringt.

Eine Mädchenverſchwörung.

Ich habe dieſer Tage eine Verſchwörung entdeckt.

Es war in einer Abendgeſellſchaft, welche man ihrer vielfachen, pikanten oft heterogenen Beſtandtheile willen mi mixed pieles vergleichen könnte. Ein Finanzmann, der kü lich den Grundſtock eines koloſſalen Vermögens verſpek hatte, zog mich in eine Ecke und theilte mir in dieſer rückgezogenheit ſeinen unfehlbaren Plan zur unfehlbaren gung der öſterreichiſchen Staatsſchuld in fabelhaft kurzem raume von drei Jahren auf's Eingehendſte mit. So er und überraſchend dieſe Ankündigung an ſich, ſo tro langweilig war ihre Ausführung; ich fühlte mich wogen, meine Aufmerkſamkeit zu theilen, um ſo unmittelbar vor uns eine Gruppe ſehr junger, ſcher, blühender Mädchen ſaß.

Die jungen Damen wisperten eifrig und g ihre beweglichen Mienen verriethen Unwillen, Zorr Entſchloſſenheit; nicht mein Auge allein, auch n gereizt, gefeſſelt. Meine Aufmerkſamkeit wan roſigen Zukunft Oeſterreichs dieſen roſigen was ich vernahm, war kaum minder bedeut unterhaltender als der Vortrag meines Fi

Dieſe anmuthige, ſcheinbar ſo lachende Gruppe bildete ein Kriterium, das über uns Männer, und zwar über die Beſten und Edelſten unter uns, das heißt ſolche, welche dem Tanze noch nicht entſagt haben, ſtrenge zu Gerichte ſaß. Wer hätte in ſo jungen holden Weſen ſo viel Herbigkeit ermuthet? Sie beſprachen — beinahe ſträubt ſich meine Feder, es zu regiſtriren — den Hochmuth und die Seichtheit der Männer. Offenbar hatte dieſe gewisperte Diskuſſion ſchon einige Stadien durchgemacht; daß wir dieſe beiden liebenswürdigen Eigenſchaften beſitzen, ſchien im erſten Stadium feſtgeſtellt worden zu ſein, denn keine Stimme erhob ſich zu Proteſt, Abwehr oder nur Milderung; es wurde darüber trocken, wie über eine unleugbare Thatſache debattirt und beſchloſſen, dieſen unſeren bedauernswerthen Defekten den Krieg zu erklären, ſie zu bekämpfen, und wo Ausrottung unmöglich, ſie zu unterdrücken.

Und wo hatten die jungen Damen ſo trübe Erfahrungen über unſer Geiſtesvermögen und unſere Liebenswürdigkeit geſammelt? Auf ihrem ureigenſten Gebiete, dem Ballſaal, und dort, ohnedem dem Schauplatze ihrer glänzendſten Erfolge, wollten ſie auch den Kampf gegen unſere Schwächen eröffnen. Dieſe jungen Heldinnen waren entrüſtet über die Banalität der Ballgeſpräche, ſie ſahen im trivialen Stoff und der flüchtigen Behandlung einer Konverſation während des Tanzes eine Beleidigung ihres gleichbefähigten und gleichberechtigten Geiſtes. Entweder ſpreche ſich darin die maßloſe Arroganz der Männer aus, die es nicht der Mühe werth fänden, mit Frauen oder gar Mädchen Bedeutendes zu beſprechen, wohl in der Vorausſetzung, nicht einmal verſtanden zu werden, oder jene Seichtheit und Trägheit des Geiſtes, die jede Anſtrengung ſcheue. Dieſe Inſulte ſei nicht länger zu ertragen,

dem Unwesen dieser Unholde müsse gesteuert werden, das bedinge schon die eigene Würde, abgesehen davon, daß man auch selbst bei den Klängen Strauß'scher Walzer ein Bedürfniß nach höherem Ideenaustausch empfinde. Zu diesem Zweck schienen die jungen Damen eine Liga zu bilden, die es sich zur Aufgabe stellt, alle Ball-Konversations-Conventionalitäten, als da sind: Abhandlungen: über das Gernetanzen, Hitze, Ueberfüllung des Saales, Lebhaftigkeit oder Leblosigkeit des Karnevals ꝛc. ꝛc. unbarmherzig abzuschneiden, und statt dem bei dem Tempo einer Tremblante oder Schnellpolka Fragen höherer Ordnung oder wissenschaftlichen Gehaltes zu ventiliren. Entschlossenheit sehnt immer den Moment der Bethätigung herbei, die Reformatorinnen der Ballkonversation gaben sich daher mit feierlichem Gelöbniß den Handschlag darauf, gleich zwei Tage später auf dem glänzenden Tanzfeste der Baronin X. das Feuer auf der ganzen Linie zu eröffnen.

Die Verschwörerinnen waren so gänzlich von ihrem Gegenstande absorbirt, daß sie unsere Nähe gar nicht beachteten, oder auch meinten, das laute Doziren meines Staatsschulden-Messias decke ihr zartes, obwohl grimmes Geflüster gänzlich. Dennoch fand ich es gerathen, als sie wieder einigen Sinn für die Außenwelt zu erlangen schienen, eine Seitenschwenkung zu unternehmen, aber mein Entschluß stand fest, den fraglichen Ball, der die Inauguration dieser neuen Taktik bilden sollte und zu dem ich gleichfalls eine Einladung erhalten hatte, nicht zu verabsäumen.

Obwohl seit etlichen Jahren schon kein eifriger Tänzer mehr, betrat ich die eleganten Säle der Baronin X. mit dem festen Vorsatz, keinen Tanz auszulassen, zugleich aber mit dem perfiden, durch gewissenhafteste Banalität die Waffengänge der schönen Reformations-Kämpinnen nach allen Richtungen

hin kennen zu lernen. Eben begann ein Walzer, und ich war so glücklich, Fräulein Malwine zur Partnerin zu gewinnen. Wer hätte es dieser reizenden Blondine mit den sanften Zügen und vergißmeinnichtblauen Augen angesehen, daß sie bei der Rütli-Szene eine der hervorragendsten Rollen gespielt? Ich benützte die erste Pause, um an meine Tänzerin die originelle Frage zu richten, ob sie es nicht sehr heiß finde? Ein Blitz der Verachtung traf mich aus dem schmachtenden Augenpaar. Die Entgegnung lautete:

— Was ist das gegen die Temperatur von Central-Afrika? Wissen Sie nichts Neueres über Dr. Livingstone? Nun darf man doch wieder einige Hoffnung fassen für sein Leben. Aerger noch als Sonnenbrand und Wüstensand wäre es mir, den Nil hinaufzureisen, so lebhaft ich mich auch für die Auffindung seiner Quellen interessire. Nicht als würde ich die Krokodile so sehr scheuen, ich bin nicht furchtsam, aber um der Beimischung von Chinin willen, die allen Getränken der Nilreisenden zugesetzt wird, um sie vom Fieber zu bewahren. Wie lange ist doch die Chinarinde schon in pharmacentischer Anwendung?

Ich fürchtete durch das Eingestehen meiner Unwissenheit über diesen Punkt auch meine Mitbrüder — denn diese Angriffe gelten ja dem ganzen Geschlechte — zu blamiren, umfaßte daher rasch die schlanke Taille meiner Partnerin und zog sie neuerdings in die raschen Wirbel des Walzers. Aber in diesem Tempo ließ sich nicht allzu lange verharren und Fräulein Malwine war ganz so unbarmherzig, als sie es gelobt hatte, sie wiederholte ihre Frage noch, ehe sie nur recht zu Athem gekommen. Auf meine Bemerkung, daß die Pharmaceutik und ihre Geschichte nie so mächtigen Reiz für mich besessen habe, um darüber eingehende Studien anzustellen, erwiederte sie:

— Ohne in die Einzelheiten einzugehen, können Sie doch gewiß ſagen, welches der alten Völker in der Medizin am weiteſten entwickelt war? Nein, tanzen wir nicht gleich wieder, der Gegenſtand intereſſirt mich ſehr. Was halten Sie von den mediſchen oder aſſyriſchen Doktoren und leitenden Principien?

Sollte das wißbegierige Fräulein ſeit jenem Abende etwas abſonderliche Begriffe haben von mediſcher und aſſyriſcher Arzneikunde, ſo trägt von meiner Seite Malice keine Schuld daran, ich durfte mein Geſchlecht nicht dem Verdachte bodenloſer Ignoranz ausſetzen, und wenn meine Verlegenheit hie und da bei meiner Phantaſie ein Anlehen erhob, um meine Auskunft nicht allzu lückenhaft erſcheinen zu laſſen, ſo geſchah es nur in dieſer guten Abſicht.

Fräulein Ida, mit der ich die erſte Quadrille antrat iſt nicht minder ſchön und ernſten Geiſtes als ihre Freu din Malwine. Das Engagement-Büchlein, in dem ſchon ſtattliche Reihe von Tanzbewerbern vorgemerkt war, ei mehrmals ihren kleinen Händen, und ich rieth ihr, den von dem es an einem feinen Kettchen niederhing, anzuſt Meinem Rathe folgend, rief ſie aus:

— Der Ring iſt ja das Symbol der Ewigkei halten Sie von der Unſterblichkeit der Seele? Si doch wohl eine ſolche an?

Das Eté gab mir Gelegenheit, meine Antw reiten, ich knüpfte daran meine Be- und Verwun ſo ernſte Gedankenrichtung, was nicht verfehlte, n in Feuer und Flamme zu verſetzen.

— Sie irren ſehr, wenn Sie glauben, liche Erziehung heutzutage noch ſo vernachläſſigt einſt, und wie man es von mancher Seite wi

rem Institute wurde dreimal die Woche Metaphysik vorgetragen, nicht ein Zweig des höheren Wissens wurde da vernachlässigt. Wir hatten über all diese Gegenstände Ausarbeitungen zu machen, und empfinden jetzt in der Gesellschaft manchmal recht bitter den Mangel an ernsterer Anregung, die dem strebsamen Geiste Bedürfniß ist und sein sollte.

Hier trennte uns das Solo. Als die nächste Figur uns wieder zusammenführte, spekulirten wir denn gemeinsam über Sein und Nichtsein nach diesem irdischen Dasein; bei der Schlußronde waren wir sonach so ziemlich im Besitz unseres gegenseitigen Glaubensbekenntnisses; meine Tänzerin legte das ihre mit ernster Rückhaltslosigkeit während eines Tour-de-mains ab.

Nach jedem Tanz fand sich der Reformbund zusammen, die Verschwörerinnen referirten einander über ihre Operationen, das Terrain, das sie schon damit gewonnen, die Niederlagen, welche sie herbeigeführt, kurzum Alles, was sie für die gute und gerechte Sache gethan, gelitten, erstritten. Wenn ich diese reizende Gruppe betrachtete, konnte ich mich trotz aller Bewunderung eines leisen Schauers nicht erwehren; eine heilige Vehme, die über uns arme, harmlose Tänzer mit unerbittlicher Strenge Gericht hielt, um von so viel Anmuth und Schönheit verdammt zu werden, ist doch sicherlich noch viel schmerzlicher, als z. B. dem löblichen Vehmgericht im „Schulz von Altenbüren" zu verfallen. Ein spöttischer Seitenblick, der mich mitunter aus dieser Versammlung heraus traf, berührte mich wie das kalte Eisen, das die Herren Schöppen dereinst als kleines Zeichen ihres einstimmigen Mißfallens in die Rippen ihrer Nebenmenschen pflanzten.

Von einer dieser Emotionen wollte ich mich eben am Büffet erholen, als ich bemerkte, daß Fräulein Aurelie, gleichfalls

eine glühende Anhängerin der Reformation, denſelben Weg wandle; ich bot ihr den Arm und führte ſie vor einer Pyramide von Goldorangen. Während ſie die Spitze derſelben abtrug, machte ich einige neue Bemerkungen über das Austrocknen beim Tanze, die Nothwendigkeit Erfriſchungen zu nehmen.

Das ſchöne Mädchen warf trotzig die dunkeln Locken zurück und ſchnitt mir ſchnöde durch die wohlgeſetzte Rede:

— Pah! Wie undankbar ſind wir doch gegen die Alten, wie oberflächlich in unſerem Alltagsleben. Im Großen wie im Kleinen nützen wir das Wiſſen, die Kunſt, die Weisheit dieſer herrlichen Völker aus, ohne nur ihrer zu gedenken. Wie hübſch machen ſich doch dieſe Früchte in Pyramidenform, und wie wenige werden dabei der Pharaonengräber gedenken! Ein Stück ſteingewordene Kulturgeſchichte nannte Profeſſor F. in der Penſion ſolche architektoniſche Ueberreſte einer längſt vergangenen Zeit. Ich begreife nicht, daß es mit der Leſung der Keilſchriften überhaupt ſo langſam vorwärts geht. Haben Sie nie Dechiffrirung der Hieroglyphen betrieben? Ein Mann h[a]
ja Gelegenheit zu Allem.

— Bisher, Fräulein, haben mich die lebendigen H[ie]
glyphen noch ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ich f[ür]
ſteinernen keine Zeit übrig behielt.

— Es iſt unbegreiflich, daß ein Gegenſtand [v]
cher Bedeutung ſo wenig allgemeines Intereſſe erweckt
ben Sie, daß dieſe koloſſalen Bauwerke, die P[y]
wirklich nur als Mauſoleen errichtet wurden? Es [w]
intereſſiren, wenn Sie, während Sie dieſes E[i]
Ihre Hypotheſen darüber entwickeln würden.

Die Klänge einer Schnellpolka ſchnitten
theſen über die Pyramiden ebenſo mitten durch,

Dame früher meine Betrachtungen über die Austrocknung der menſchlichen Kehle. Ein Tänzer bemächtigte ſich der niedlichen Alterthumsforſcherin, und auch ich hatte zu eilen, um das Verſprechen des Fräulein Hedwig einzulöſen. In einer Schnellpolka liegt ein Zug und Schwung, der ſelbſt auf einen mehr ci-devant Tänzer ſeinen Zauber übt, um ſo mehr, wenn man eine ſo ausgezeichnete, leichtfüſſige Partnerin führt, wie ſie das gütige Geſchick mir zugetheilt. So viel gute Tänzerinnen auch da ſeien, Fräulein Hedwig iſt jedenfalls die beſte. Ich mußte meinem Entzücken Ausdruck geben, im beflügelten Tanze flüſternd:

— Mit Ihnen Fräulein iſt es, als ob man in einem Traume dahin flöge.

— Gehören Sie der Schule der Eleaten an — ſagte das Fräulein im beſten polken — die die ganze Welt nur als ein Wahngebilde anſehen?

Doch genug, ich muß mich mit dieſen wenigen Zügen begnügen; wollte ich die Schätze an Geiſt und Kenntniſſen, welche meine Tänzerinnen an dieſem denkwürdigen Abend an mich verſchwendeten, auch nur andeuten, die weiten Spalten des größten Journales von oben bis unten, auf allen vier Seiten würden dazu nicht ausreichen. Möchten die Damen mir vergeben, daß ich ſo viel verrathen, es geſchah nicht aus Indiskretion, ſondern als Akt der Selbſtvertheidigung. Nun können Sie es wiſſen, daß ich mich in Banalität gehüllt, nur um ſo beſſer ihren glänzenden Reichthum herauszulocken.

Vielleicht gelingt es dieſen holden Verſchwörerinnen, unſere Ballgeſpräche zu vertiefen, hoffentlich führen zum Mindeſten ihre Machinationen keine Tänzer-Strike herbei. War es nicht König Salomo, der ſagte: Jedes Ding hat ſeine Zeit?

Von den Damen in den Singvereinen, nebenbe auch von den Männern.

In jedem Menſchen liegt, wie ſehr man es auch leug nen mag, mehr oder minder dunkel, der Drang nach dem Idea len. In der Jugend gibt er ſich himmelſtürmende Airs, retar dirt aber, ſobald er mit dem realen Leben in Berührung und Kon flikt kommt, gar raſch ſein Steeple-chaſe-Tempo. Bei dem Einen klingt er auch in den ſpäten Tagen noch wie eine Reminis cenz aus der ſchönen Jugendzeit nach, bei den Anderen iſt er im Kampfe um das materielle Daſein ganz unter die „Schwelle des Bewußtſeins“ geſunken; Einige bewahren ihn von Gottes Gnaden friſch und bethätigen ihn, während S dere zwiſchen ſeinen Nachklängen und ihrem bürgerlichen A ſein ein vergnügliches Kompromiß zu ſchließen ſuchen, zu ih rem eigenen Behagen.

Bei dieſem Opportunitäts-Prozeſſe werden die von einem Gegenſtande heiliger Begeiſterung allm Mittel nur zum Zwecke der Unterhaltung. Niemand ſo oft die ein wenig demüthigende Verwandlung Königin zur Cameriera, als die ſüße, holde Dam Der heilige Schauer der Ehrfurcht weicht, um de Vertraulichkeit Platz zu räumen. Wie manche S nur der frommen Einfalt Haydns, der edlen Ro berts, der bis ans Weichliche ſtreifenden Zarth ſohns, und höchſtens noch dem bizarren Schwu dienen wollte, begnügt ſich nun mit den melo der Herzogin von Gerolſtein, des Blaubart od Helena. Die idealen Anforderungen laſſen ebe

deln, und das Alltagsleben marktet ihnen Erkleckliches ab. Nicht als ob die beiden Triebfedern, Begeisterung und Unterhaltungslust, immer nur wie Sonne und Mond getrennt aufträten, sie schließen eben ein Kompromiß, und wirken und streben in praktischer Verquickung. Diesen vereinten Kräften hat Wien auf dem Gebiete der Tonkunst viel Hübsches, manches Schöne und einzelnes Ausgezeichnete zu verdanken; sie sind es, die unseren vielen musikalischen Gesellschaften, Vereinen, Akademien, Sängerbunden ꝛc. als Motor und Grundstein dienen. Diese haben dafür wieder einen neuen Typus hervorgerufen, scharf ausgeprägt: Das Gesangsvereinsmitglied ist eine Individualität, welche sich von jedem anderen nützlichen und angenehmen Glied der Gesellschaft wesentlich unterscheidet.

Als Louis XIV. sein berühmtes oder eigentlich besser, berüchtigtes L'état c'est moi sagte, fühlte er sich nicht halb so wichtig als sich ein Gesangsvereinsmitglied unmittelbar vor einer Aufführung dünkt. Es ist nicht allein Begeisterung, es ist Fanatismus, womit die Angelegenheit betrieben wird, nicht so sehr aus Liebe für die auszuführenden Tonwerke, denn aus Ehrgeiz für die Körperschaft, der anzugehören es die Ehre hat. Eigentlich jedoch hat jedes einzelne Glied alle anderen, die ganze Gesellschaft in sein eigenes Ich inkorporirt, es fühlt sich die Axe und Seele des Ganzen und zweifelt keinen Augenblick daran, daß, wenn es wegbliebe, die übrigen hundertneunundvierzig Mitglieder ganz unfähig und unzureichend wären, die fraglichen Tondichtungen auszuführen. Es gilt aber nicht allein diese bestmöglichst zu Ehren zu bringen um ihrer selbstwillen, sondern einem kunstsinnigen Publikum klar zu machen, daß der betreffende Verein von ausübenden Musikfreunden alle übrigen derartigen Vereine überstrahle, wie der Tag die Nacht.

Durch dieſen esprit de corps geſtaltet ſich die ſcheinbar anſpruchloſeſte Produktion irgend einer Liedertafel zu einem wahren Sängerkampf. Weit greller noch als in der Reſidenz — obwohl auch hier die Rivalität dieſer kunſtbegeiſterten Körperſchaften eine ganz hübſche Rolle ſpielt — tritt dies in einer kleinen Stadt hervor. Als ich einſt N. paſſirte, und mich zu einer Tour ins Gebirge mit allem Nöthigen verſah, war ich nicht wenig erſtaunt, das ſonſt etwas ſtagnirende Leben dieſer guten Stadt in hohen und ſtürmiſchen Wogen gehen zu ſehen. Alle die wohlbekannten Geſichter, die ſonſt in ihrer ſchläfrigen Apathie als Modell für den deu
ſchen Michel dienen konnten, trugen heute das Gepräge t
ſter Erregung wüthigen Grimmes. Die Mühe des Forſ
nach der Urſache dieſer gewaltigen Wandlung ward mi
ſpart, denn allerorts machte ſich die Aufregung in eing
der wie vehementer Mittheilung Luft. — Seit dreißig
ren ſchon hatte ein Geſangverein dem muſikaliſchen P
von N. die herrlichſten Künſtgenüſſe vermittelt, ur
warmen Dank als wohlverdienten Lohn geerntet. N
in dieſes bergumſchloſſene Städtchen der Alles z
Zeitgeiſt bis vor wenigen Monaten keinen Eingang
und Niemanden war es bis dahin eingefallen ſich
darüber zu wundern, daß noch ganz dieſelben Her
lopartien ausführten, welche ſich ſchon vor neu
und dreiviertel Jahren mit ſo viel Aufopferung
dieſer ehrenvollen Aufgabe entledigten. Doch
es, als habe Satanas auch im Reiche der
walt gewonnen. Es fanden ſich pietätloſe Kriti
merken wollten, daß die Stimmen der Soli
an Schmelz und Kraft eingebüßt hätten, daß
ſchere das Anrecht auf dieſe Ehrenparte hö

das Publikum auf etwas klangvolleren Ohrenschmaus. Beginnt das Unkraut nur zu sprießen, so wuchert es auch alsbald, kaum wurde diese frevelhafte Andeutung nur gemurmelt, so hatte sich schon ein Schisma im musikalischen Glaubensbekenntniß der Bewohner von N. vollzogen, dessen Früchte in der Bildung eines neuen Gesangvereines aus den jungen Kräften bestanden. Die „Jungen“ behaupteten, nach ihrem Austritt müsse man, um einer Produktion der „Alten“ mit Verständniß beizuwohnen, sich mit riesigen Schallrohren bewaffnen. Die „Alten“ dagegen äußerten sich mit herber Verachtung über den rohen Naturalismus der „Jungen“, und nahmen ein ausschließliches Privilegium auf Kunst des Vortrages in Anspruch. Hie Welf! Hie Waibling! Nicht Vater, Sohn, Bruder, Freund gab es mehr, sondern nur einen alten und einen neuen Gesangverein, dessen Glieder sich in den Haaren lagen. Es ging sogar eine schaurige Mähr von einem Vater Tenor, der seinen Sohn Tenor verstoßen wolle, wenn sich dieser nicht, ein zweifacher Renegat, von den abtrünnigen Frevlern lossage, ihnen seinen Solopart ins Antlitz schleudernd.

Zu so hoch tragischen Konflikten wird es nun in einer Großstadt nie kommen, wer sich aber bei uns auch ein' wenig nur in halboffiziellen musikalischen Kreisen bewegt, wird wissen, daß, wie echt künstlerisch, kollegial die Leiter des Singvereins und der Singakademie sich gegen einander und die Produktionen ihrer Institute verhalten, die Mitglieder derselben doch in Rivalität machen, als hätten sie zu N. Studien in diesem Fache getrieben. Auch die Damen legen hier ihre Lanzen ein, und turnieren nicht allein mit Liedern ohne Worte, sondern auch mit Worten ohne Lieder tapfer mit. Die

Singvereinler ſehen mit unſchmeichelhaft mitleidsvoller Miene auf den etwas dünneren Chor der Singakademie herab, während dieſe ſich kühl und ſtolz in eine Miene der Exkluſivität hüllt und auf Superfeinheit in der Nuancirung Anſpruch erhebt. Eine königliche Einladung an eines dieſer Inſtitute hat beide jüngſt in die ungeheuerſte Aufregung verſetzt, das ungeladene in beinahe noch größere, als das geladene, und nie iſt einer „Roſe Pilgerfahrt“ mehr beneidet worden, als jene nach Schönbrunn.

Aus freundlichem Herzen will ich aber meine liebwerthen Nebenmenſchen in einem gewiſſen Falle zur Vorſicht ermahnen. Wenn eine junge Dame, der wir unſere Bewunderung über ihren Geſang ausdrücken, als Antwort die verfängliche Frage ſtellt, ob wir den „Verein“ oder die „Akademie“ höher ſtellen, ſo thut es noth erſt zu erforſchen, auf welchem Terrain ſie ſelbſt ſich bewegt, ſonſt werden wir in barſcher Weiſe belehrt, daß wir graſſe Ignoranz verrathen, daß im feindlichen Lager die Intentionen ſo wenig rein künſtleriſch, als die Ausführung harmoniſch rein ſei. An die Negation knüpft ſich aber gleich die Affirmation, daß es aber auch nie einen Dirigenten gegeben, ſo trefflich, wie der eigen Dieſe Herren, die ſich ſchätzen und in ſchönſter entente cc diale ihrer Kunſt leben, könnten manchmal ausrufen: I Himmel ſchütze uns vor unſeren Freunden. In kleiner Maßſtab und karrikirt zieht ſich dieſes eigenlobige Gebe auch durch die kleineren Geſellſchaften und Vereine.

Die männlichen Mitglieder zeichnen ſich gewöhnli Laxheit im Beſuch der Uebungsabende aus, durch ſpä men und frühes Gehen. Nur einige ältere Säng Scheitel ſchon die Gasflammen reflektirt, zeigen meh lichen Eifer und Ausdauer. Dagegen erſcheinen d

bei der Generalprobe, die große Mehrzahl bei der Aufführung, und alle vollzählig, wenn es eine kleine Korporations-Kneiperei, einen Kommers oder so etwas Aehnliches gilt. Die jüngeren Männer singen Freiheitslieder mit besonderer Vorliebe und mit einem Feuer, das sich nicht immer strikt an die Vorzeichnung oder den Takt hält; während die älteren Herren die zärtlichen Stellen besonders innig vortragen und im Mezza voce die Freude und den Trost des Chormeisters bilden. Ob es wahr ist, daß bei einigen Vereinen die Thätigkeit einiger Tenoristen und Bassisten sich darauf beschränke, den Mund lautlos zu öffnen und die anwesenden Damen mit beinahe eben so weit geöffneten Augen zu betrachten und zu bewundern, kann ich so wenig bestätigen, als in Abrede stellen, da ich darüber noch keine Beobachtungen angestellt habe.

Die schönere Hälfte dieser kunstbethätigenden wie kunstsinnigen Versammlung weiset schon viel mehr Eifer und Nuancen auf. Die Stuhlreihen der Damen sind auch an den gewöhnlichen Uebungsabenden dicht besetzt. Wenn man den Saal betritt und seine Aufmerksamkeit nach diesem seinen interessantesten Theil richtet, glaubt man „ein Blumenbett“ zu sehen, einen schwärmenden Bienenschwarm zu hören. Selbst der allverehrte Dirigent hat bei seinem Erscheinen große Mühe durch wiederholtes Klopfen auf das Pult den Zungenübungen, Kehlenübungen zu substituiren, und kaum ist der letzte Ton der jeweiligen Nummer verklungen, so bricht wieder, wie die Brandung, das Brausen vielstimmigen Plauderns und Kicherns herein, um abermals nur widerstrebend harmonischeren Tonwellen zu weichen.

Aber wie viele Gruppen und Sonderungen, ganz abgesehen noch vom Alt und Sopran! In Frauenkreisen vollzieht

ſich der chemiſche Prozeß, der eine ſociale Crême heraus-
bildet, weit raſcher, als bei uns; vielleicht iſt die Toilette
kein unweſentlicher Faktor bei dieſem Gährungsvorgehen. Wäh-
rend Einige einander warm mit Gruß und Kuß entgegen
kommen, werden Andere ſteif und kalt gemeſſen vom Wirbel
bis zur Sohle; entweder zahlen dieſe mit gleicher Münze
oder ſie ziehen ſich ſchüchtern in die hinterſten Reihen zurück.
Uebrigens iſt es ſtatiſtiſch nachgewieſen, daß junge Damen,
welche der Geſangskunſt in Vereinen obliegen, ein ſtattliche-
res Heer von Freundinnen aufweiſen, als irgend andere, die
ſich noch ſo ſehr in der Welt und unter Altersgenoſſinnen
bewegen, es iſt wie eine Verlängerung der traulichen Pen
ſionstage. Uebrigens gibt es hier auch Freundſchaften, welch
nie die Schwelle des Saales übertreten, innerhalb ſein
Grenzen iſt man intim, außerhalb desſelben kennt man
kaum. Iſt jedoch die Dispoſition im Allgemeinen von
licher Zugänglichkeit, ſo zeichnen ſich doch einzelne Ge
meiſt in Seide gehüllt, durch exkluſive Haltung aus;
nen auf einem Iſolirſchemmel zu ſitzen und verke
ihrer Mit-Kunſtjüngerin ausſchließlich nur durch d
non; das heiterſte Quid-pro-quo vermag dieſen
ſtatuen kein Lächeln zu entlocken. Man weiß nich
Erſcheinen eine Herablaſſung gegen die Kunſt o
weſenden? Doch wird Indifferenz, wenigſtens
Indifferenz entlohnt; es geht jedoch die Sage, d
tere Völkchen der unermüdlichen Lacherinnen, da
meiſter ein Gegenſtand ſchwerer Sorge iſt, groſ
ſitze, treffende Spitznamen zu erfinden und a
ſich im Mindeſten durch accentuirte Vornehm
imponiren zu laſſen.

Es ist beinahe, als wäre die Ehe eine geschworene Feindin dem Reiche der Harmonie, denn kaum hat die eifrigste Sängerin vor dem Altar das inhaltschwere Ja ausgesprochen, so bleibt ihr bisher nie vakanter Platz konstant unausgefüllt. Doch gibt es einige Ausnahmen, welche mit treuer Erfüllung der häuslichen Pflichten auch treue Ausübung ihrer Lieblingskunst vereinbar finden; sie sind die Grundpfeiler des Chores, auf welche der Meister seine besten Hoffnungen baut, die ihm als Regulatoren überschäumender Stimmmittel und Lebensgeister unschätzbar sind.

Die Toiletten bieten dem Auge eine nuancenreiche und charakteristische Skala, vom anspruchslosen Hauskleide, von einfacher und geschmackvoller Eleganz bis zu höchst wunderlich zusammengestoppeltem Putze. Wie sehr auch ein Kleider-Ukas in einem konstitutionellen Staate ungesetzlich und verletzend erscheinen muß, man begreift, daß der Vorstand dringend ersucht, bei der Konzert-Aufführung-Uniform nur in Schwarz zu erscheinen.

Ach ja, das Konzert und die ihm vorhergehenden Proben revolutioniren so manche Haushaltung! Die Damen sind weit gewissenhafter im Einhalten der Proben; sie fügen sich in die unbequeme frühe Nachmittagsstunde und verstehen es, um dieses hohen Zweckes willen, die dem grämlichen Papa heiligste Hauseinrichtung, die unantastbare Speisestunde, zu umgehen oder gar über den Haufen zu werfen. Vollgesogen von der Wichtigkeit ihrer Mitwirkung, wissen sie die ganze Familie und ihre Satelliten derart davon zu imprägniren, daß sogar die Köchin zur ungewohnten Stunde pünktlich fertig wird. Wehe, wenn sie unterwegs einem Bekannten begegnen, ist er ihnen sonst noch so lieb und werth, er wird ohne alle Ceremonie

abgeſchüttelt, das Wort: „ich muß zur Probe“ erklärt, entſchuldigt Alles.

Nun gar erſt der Tag des Konzertes! An dieſem Tag gibt es keine Rückſichten der Freundſchaft, keine Bande der Familie, kein Unwohlſein, man muß dabei ſein, die Ehre des Tages zu retten.

Und dieſer Eifer, dieſe Ueberzeugung von der eigenen Wichtigkeit, iſt nicht nur lobenswerth, ſondern auch höchſt nothwendig, ſonſt ginge es mit unſeren Konzerten, wie es dereinſt mit der Füllung des großen Faſſes zu Heidelberg erging. Ein Pfalzgraf wünſchte es gefüllt zu ſehen, und erließ zu dieſem Zwecke die Verordnung, jeder Bürger habe zwei Maß köſtlichen Rheinweines in das Rieſenfaß zu gießen, Ein Bürger aber dachte: Wenn ich auch nur lediges Waſſer bringe, unter ſo viel ſtarkem Wein wird man das gar nich gewahr, mein Scherflein macht es nicht aus. Ein zwe Bürger dachte ebenſo, und ebenſo ein dritter, und ſchl ſtellte ſich heraus, daß alle auf dieſen ſchlauen Einfal then waren, denn es war klares, unverfälſchtes Waſſ ſtatt des edlen Naß vom Zapfen lief.

Das „mein Scherflein macht es nicht aus“ uns ſchon Mancherlei verſchuldet, und unſere St könnten bei Ausführung ihrer politiſchen Rechte ten füglich ein Beiſpiel nehmen, an den Dame Singvereinen.

Von den Malkontenten.

Es gibt zweierlei Sorten Widerſpruch lichen, wildtreibenden und jenen, welchen erſt demIndividuum inokulirt haben.

Die erste, eine Raufluſt des Geiſtes, geht mit vollſtem Ueberzeugungseifer und Quixotſchen Ernſte ins Feuer; nichts iſt ihr zu groß, nichts zu gering; ſie wagt ſich auf die fremdeſten Gebiete, gibt ſich Blößen, ohne es zu bemerken, gewahrt in ihrer Leidenſchaftlichkeit ſelbſt jene des Gegners nicht und geberdet ſich wie ein durch rothe Tücher verhetzter Stier, der mit der gleichen Gewalt gegen ein Kind rennt, wie gegen den kraftgeübten Toreador, oder in ſeiner Verblendung auch wohl gar gegen einen harmloſen Baum. Sicherlich iſt es höchſt unbequem, mit ſolch einem angeborenen Widerſpruchsgeiſte zu verkehren und doch kann man ihm kaum je ernſtlich gram werden, es liegt ſo viel Naivität in ſeiner ehrlich gemeinten Ungerechtigkeit, daß der Aerger, welchen er verurſacht, immer wieder durch ein Lächeln gedämpft wird. Mit nichts macht dieſer tollkühne und meiſt nicht allzu gut bewaffnete Raufbold ſo kurzen Prozeß als mit der Logik; d. h. mit dem, was die große Mehrheit der Menſchen als logiſch annehmen würde; er hat ſeine eigene Logik zu ausſchließlichem Gebrauch. So kenne ich eine Dame, welche mit regem Sinne für Naturſchönheit und beſonderer Vorliebe für Gebirgsländer, eine ausgeſprochene Abneigung gegen den Klerus und ſeine eifrigen Anhänger verbindet. Eben vor Jahresfriſt holte ſie meinen Rath ein, wohin ſie im Sommer ihren Bergſtock ſetzen ſolle; die Schweiz, das Salzkammergut, die Steiermark habe ihr rüſtiger kleiner Fuß ſchon durchwandert.

— Gehen Sie nach Tirol!

— Der Himmel verhüte, in das häßliche Land.

— Tirol, ein häßliches Land?

— Es iſt ja der Sitz der Ultramontanen.

Selbſt Pater Greuter würde hier keines ſeiner beliebten Kernworte angewendet, ſondern über dieſe Logik milde

gelächelt haben. Bei bedeutenderen begabten Naturen ist solch' natürlicher Widerspruchsgeist nur partiell auftretend, bei beschränkten geht er durch Dick und Dünn; selbst die Grenzen dieser Welt sind ihm zu eng, er behauptet oder negirt die Ordnung einer höheren mit beneidenswerthem Aplomb. Macht die Vernunft dabei gelegentlich einen arg gewagten Kopfsprung, so geschieht es mit der lächelnden, unbewußten Zuversicht des Kindes. Als angeboren klettet sich diese Raufluft selbstverständlich nicht an besondere Stände, sondern treibt wild hier und dort, in der Hütte wie im Pallast oder dem juste milieu, dem schlichten Bürgerhause. Wo sie nicht allzu kräftig im ursprünglichen Triebe auftritt, beschneidet und modifizirt sie das Leben mannigfach, so daß nur einzelne Ranken sich als Haken und Häkchen um den kultur-belekten Gesellschaftsmenschen schlingen. Am meisten bemerkbar macht sich dieser Widerspruchsgeist bei sehr jungen Männern, deren überschäumende Lebensgeister noch nicht die gebührende Beach tung, deren Thatkraft noch kein bestimmtes Ziel hat. Do — wie überrascht uns an älteren Menschen eine Eigensc als neu, welche wir zwar in früheren Jahren an ihm n gekannt, die ihm aber gewiß immer inhärirt hat, nur Sturm und Drang des aktiven Lebens nicht zu Raum Geltung kam, um sich erst nun im Ruhe- und Bro zu entwickeln — dann an Pensionisten. Wer ke irgend einen außer Thätigkeit gesetzten Beamten oder eine sorgliche Hausfrau, deren Kinder den Herd alle schon desertirt haben, und deren Enkel um sie regieren und zu hätscheln; wer kennt r vom Leben in den Ruhestand versetztes Indiv sich gewissermaßen als Protest gegen die oft führte Verurtheilung zur Unthätigkeit alle no

in Widerſpruch auflöſen? Originale dieſer Art ſind die wenigſt ſeltenen, und man behauptet, Graz könne eine ganze Galerie ſolcher aufweiſen. Daß dieſer Widerſpruchsgeiſt innerlich und nicht äußerlich angeregt iſt, zeigt ſich deutlich, weil er an dem alten Herrn mit dem Orden oder der weißgeſcheitelten Matrone ganz dieſelben Symptome aufweiſt, wie ein Hörer der Philoſophie: naiver, blinder, ungeſchickter Eifer, der ſich ſelbſt im Schelten durch eine Art frohmüthiger Herzhaftigkeit auszeichnet.

Der inokulirte Widerſpruchsgeiſt führt ein weitaus größeres und trübſeligeres Heer. Es rekrutirt ſich zum größten Theil aus jenen hommes incompris wie femmes incomprises, welche finden, daß das Leben ihnen ſeinen Pflichttribut an Glück und Erfolg ſchuldig geblieben.

Vom Unzufriedenen kann man ſich einer Rebellion verſehen; jener aber, den man ſprachgebräulich um ein paar Schattirungen ſanfter als einen Malkonten bezeichnet, kommt über das Kritteln, Mäkeln, über die Nergelei nicht hinaus. Erſt mäkelt er mit Wahl und Sonderung, je weiter aber ſeine Verbitterung vorſchreitet, um ſo mehr verfährt er in Bauſch und Bogen; ſchließlich genügt es, daß ein Ding nur beſtehe, ja, daß man es nur annehme, um dagegen mit aller Macht zu Feld zu ziehen. Es iſt die Unzufriedenheit, die, aus Mangel an Thatkraft oder möglicher Gelegenheit ſie zu bethätigen, ſich durch vehementen und mit Sophismen ſcharf ausgerüſteten Widerſpruch rächt. Wenn er abſurd wird, ſo geſchieht es nicht unbewußt, ſondern mit einem gewiſſen Aufwand an Geiſt.

Wie ſchwer die letzten Jahre auf Wien und die Wiener gedrückt, iſt nur allzu bekannt. Doch wir ſind von Natur ein gutes, harmloſes Völkchen, und ſo hat denn die

allgemeine Unzufriedenheit nur gar wenige Unzufriedene, dagegen eine wahre Grandiflora von Malkontenten hervorgebracht. In dieſem Artikel hätte uns für Reichthum, wie Mannigfaltigkeit, jede Jury die große goldene Medaille zuerkennen müſſen.

Dank dieſer ebenſo behaglichen, als liebenswürdigen Eigenthümlichkeit hat ſich denn der von Außen wachgerufene, bewußte, langſam reifende und ſorgſam zur Reife gebrachte Widerſpruchsgeiſt auf allen Gebieten, in allen Nuancen in üppigſter und ſchönſter Blüthe entfaltet. Poſitiv an uns iſt nur mehr der Geiſt der Negation. Ob er viel Gutes ſchafft?

Am prächtigſten zeigt ſich der Malkontente, wenn er politiſirt; die Politik iſt ja ſein eigentlichſtes Element, dem er ſein Entſtehen dankt, in dem er ſich mit dem wohligſten Behagen bewegt. Er hält es für ſeine Pflicht, mit allem Beſtehenden, Geſchehenden auf's Aeußerſte unzufrieden zu ſein, und ſeine Unzufriedenheit hält flink Takt mit all' den Wand lungen, mit welchen wir geſegnet wurden und die heute p hießen, was ſie geſtern noch verdammten. Er iſt konſe ter, er verdammt immer. Alles, was geſchieht, iſt zum unausbleiblichen, beſchleunigten Ruin. Fragt man Widerſpruchsgeiſt, was er dafür in Vorſchlag brächte, hält man unwandelbar nur die eine Antwort: „alles wäre beſſer, als das.“ Nicht allein Männer, wel Weg zum holdverlockend ſchimmernden Portefeuille, u welche an ihren Männern keine Ausſicht zu e ten Deputirten ſehen, machen in dieſer Kritik d gation, ſie iſt epidemiſch und infizirt alle Stär Individuen.

Seit einem Jahrzehent ſchon traf ic immer einen Bekannten, der jede neue A

ten einläutete: „Ich bin nur dann zufrieden, wenn ein Giskra, ein Breſtl, ein Berger im Miniſterium ſitzen. Das ſind meine Männer.“ Ich ehrte dieſe Konſequenz und freute mich nun bei Ernennung dieſes ſtichhältig liberalen Trifoliums außer über dieſes Geſchehniß, ſelbſt auch noch über die Freude meines Billard-Partners. Um mich daran zu letzen, ſtahl ich mir denn am vielbeſchäftigten 31. Dezember ein Viertelſtündchen ab, ihn aufzuſuchen. Aber ſieh' da! Er ſaß nicht allein in der gewohnten Ecke, ſondern auch mit der gewohnten düſtern, ſorgenſchweren Stirne, den unwillig gekniffenen Mund über ſeine Zeitung gebeugt. Seiner Miene hätte ich eher die Ernennung Belcredi's, als jene Giskra's abgeleſen. Ich rüttelte ihn am Arme mit den Worten: „Nun, ich gratulire!“

— Gratuliren? Wozu kann man heutzutage einem vernünftigen Menſchen gratuliren?

— Nun, das Miniſterium? Sie müſſen ja doch wiſſen — —

— Wozu? Neue Miniſterien ſind eine Ueberraſchung die wir nachgerade ſchon gewohnt ſein könnten, und zu der wir uns, meines Wiſſens, noch nie ſonderlich zu gratuliren hatten!

— Aber diesmal ſind es ja Ihre Männer, die ſeit ſieben Jahren von Ihnen erſehnten!

— Miniſter ſind nie meine Männer!

Dort iſt ein Induſtrieller, der wie beinahe Jedermann durch der böſen Zeiten Lauf einige Einbuße erlitten. Zwar hat dieſelbe keines der edleren Organe ſeiner merkantilen Exiſtenz verletzt, aber ſchon die Schramme hat genügt, ſeine fromme Denkart in kraſſe Widerborſtigkeit zu wandeln. Sucht Jemand ſeinen troſtloſen Ingrimm zu lindern, indem

er ihm von dem Aufschwung spricht, den unsere Industrie nehmen müßte unter den Auspizien des Freihandels, so wird ihm die Antwort:

— Freihandel? Das ist der Todesstoß für unsere Industrie; wir sind dieser Konkurrenz nicht gewachsen, wir sind in kürzester Frist Bettler!

Erwähnt jemand Anderer des Nutzens, den wir noch aus Schutzzöllen ziehen würden, so lautet die Entgegnung:

— Ja, das wäre der allersicherste Weg uns zu ruiniren. In Oesterreich, wo alle Lebensgeister stagniren, kann nur die Rivalität Unternehmungssinn wecken. Der eiserne Muß als Sporn in unsere Flanken, sonst verfallen wir in unserer Lethargie gänzlich in Pauperismus.

— Sie versprechen sich also vom Freihandel guten Einfluß?

— Bewahre! Bei uns wird Alles zu ungeschickt angepackt. Wir haben nur Ein Talent und das ist jenes, immer den rechten Moment zu verpassen. Wir können dem Pauperismus nicht entgehen. Wir sind nur Schwärmer und Träumer.

Heiter ist die Kunst, nicht immer aber der Künstler, und das kann man ihm in Oesterreich, wo das Mäcenatenthum schon gänzlich zur Mythe geworden wäre, wenn nicht ein paar Neubauten am Ring ein richesse oblige ertrotzt hätten, kaum verübeln. Ein Pinsel, der weder im Glorienschein noch Pulverdampf excellirt, hat wenig Chance, seine noch so trefflichen Produkte an den Mann zu bringen, und es ist daher nicht zu wundern wenn die Epigone Raphaels dem Zeitgeist und seiner materiellen Richtung den Krieg erklären und jede noch so geringfügige Gelegenheit ergreifen, gegen seine Berechtigung Protest zu erheben. Unglückliche Auto-

ren, welche unglückliche Stoffe nicht glücklich behandeln, verstärken diesen Chorus mächtig; doch sie haben ein Sicherheitsventil, ihrem bitteren Widerspruch gegen das P. T. Publikum, wie gegen glückliche Autoren und Produkte Luft zu machen: die Kritik.

Ein Widerspruchsgeist, welcher den weißen Rock trägt, ist gewöhnlich, obwohl sicherlich nicht älter als höchstens neun Jahre, recht stark und zäh; dennoch geräth er manchmal in Verlegenheit, wenn er gleichzeitig gegen Dr. Mühlfeld und geheime Pläne, oder auch eine Verordnung protestiren möchte, welche ihm das in der Mitte gescheitelte Haar und den freien Gebrauch des Monocle versagt. Am eifrigsten wie bittersten wird er wenn er jedem beschränkten Civilverstand die Möglichkeit eines Verständnisses in militärischen Angelegenheiten bestreitet.

Daß kleine Beamte mit Gott und der Welt in Hader gerathen, ist begreiflich und beinahe verzeihlich; erfreulich aber ist es zu hören, daß der Verfassungseid den Widerspruchsgeist der höheren Beamten wesentlich kalmirt habe.

Was solchen Widerspruchsgeist von Gesinnungstüchtigkeit unterscheidet, ist sein summarisches Verfahren, das Alles, was ihm mißhagt, mit blindem Haß über den Haufen rennt. Erscheint er in vielen, wie in einigen der angeführten Fälle, wo er nur partiell kampflustig auftritt, als ein Ausfluß des Egoismus oder der Scheelsucht, der blassen Schwester des Neides, so ist er doch häufiger noch die Erleichterung eines bedrückten Gemüthes, das ohne Energie zur That sich in Empfindungen und Worten austobt.

Der Epikuräer des Widerspruches ist so universell in seiner Handhabung, wie der Naturalist in der ersten Kategorie, nur nicht so unbewußt harmlos und schlecht gewappnet.

Bei ihm überwiegt gewöhnlich der Geiſt die Vernunft, ſein bedeutendes Wiſſen iſt mehr weitreichend als tiefgehend, ſeine höchſte Wonne das Verblüffen. Er tritt in einen Kreis, in welchem eine allgemein anerkannte Annahme, Folgerung, Thatſache beſprochen wird, nnd ohne ſich zu beſinnen, ob ſie richtig oder nicht, widerſpricht er ihr. Unterwegs nach einer Geſellſchaft ſucht er ein frappantes Paradoxon hervor, und ſchleudert es wie eine Bombe in die friedliche Verſammlung. Je kühner, je beſſer! Das allgemeine Bouleverſement iſt ſein Gaudium, er weiß, daß er Geiſt und Kenntniſſe genug beſitzt, um ſich ſoweit mit Anſtand aus der Affaire zu ziehen, daß man ihn nur einen intereſſanten Sonderling nennt, und wenn eine junge Dame ihn Mephiſto ſchilt, iſt er im ſiebenten Himmel. Dem Sanguiniker deduzirt er die Welt als Jammerthal, dem Peſſimiſten gegenüber kleidet er ſich Hoffnungsgrün; eine fromme Dame erſchreckt er mit beſonderer Wohlbehagen durch Atheismus, einen Bonvivant predigt die Verächtlichkeit irdiſcher Freuden, den Adel des Abſ
ten, während er dem Aſceten die Philoſophie des Ge
docirt. Findet er einen Neuling, den er bekehrt, der ſi
ſeinen Sophismen geblendet, überführt erklärt, ſo fi
ſich mehr unzufrieden und verlegen als ſiegestrunk
Verſuchung nahe, zu handeln wie jener Paſtor und
ſor zu N., der, als einige Hörer ihm ihre Zweif
Exiſtenz Gottes klagten, dieſelben durch alle erder
taphyſiſchen Beweiſe, geſtützt auf Kirchenväter
lien, widerlegte. Als die jungen Leute ihre S
mer behoben erklärten, ihm dankten und ſein
ſen wie ſeine Beredſamkeit prieſen, rief er:
noch, wartet nur noch, jetzt werde ich Euch
und neuen Philoſophen das Gegentheil bew

Im Burgtheater.

Wer das Gelüste empfindet, die verschienen Sproßen der sozialen Stufenleiter räumlich gar nahe beisammen und doch scharf gesondert und ausgeprägt bei Einer Rundschau zu inspiziren, der braucht nur das Theater, nehmen wir diesmal das Burgtheater, zu besuchen und seine Aufmerksamkeit statt der Bühne den übrigen Räumlichkeiten des Gebäudes zuzuwenden. Diese Studien rechtzeitig zu beginnen, muß er früher noch am Platze sein, als das pünktlichste Orchester-Mitglied, schon findet er in einer zahlreichen Versammlung prächtiges Material für seine Beobachtung.

Namentlich die nicht gesperrten Sitzreihen des zweiten Parterres bieten ein kaleidoskopisch buntes Bild. Sie sind zumeist mit Frauen besetzt, welche hier die echt weibliche Tugend geduldigen Harrens üben. Diese Partie trägt meist gedämpfte Farben, die Mehrzahl ist im schlichten Hauskleide gekommen, um so mehr stechen einzelne Erscheinungen heraus, welche „das Theater" als eine festliche Gelegenheit ansehen, um mit einigen Colifichets dritter Qualität und vielleicht auch dritter Hand ostentativen Staat zu machen. In dieser Abtheilung erscheint der Mensch meist paarweise, Freundinnen über Freundinnen, die sich abreden, dies oder jenes Stück in Gemeinschaft zu sehen, und in Erwartung der zu kommenden Herrlichkeiten tapfer darauf losplaudern. Da sind ein paar sehr junge Mädchen, die noch für Herrn Wagner schwärmen und sich in ihrer Animation mit dem zu einem zusammengefalteten Theaterzettel Kühlung zufächeln. Solche, welche eine oder zwei Olympiaden mehr auf ihren Schultern tragen, weihen ihren Enthusiasmus Sonnenthal, und Andere, die

dieſen Olympiaden noch ein Dezennium hinzugefügt, preiſen die anmuthigen Verdienſte Herrn Hartmanns. Frauen bleiben weniger beim Theater ſelbſt ſtehen, ſie bejammern als Vorſpiele der erwarteten Tragödie die theueren Zeiten und die Unzuverläſſigkeit der Dienſtboten, oder auch ſie laſſen ihre liebwerthen Nebenmenſchen Revue paſſiren, was mitunter dem vor 1848 noch üblichen Spitzruthenlaufen nicht unähnlich ſein ſoll, ohne ſich dabei an eine allenfalls indiskret lauſchende Umgebung zu kehren.

Einige Pärchen halten wohl auch durch ein Geſpräch, das Bildung wie Geſchmack und Urtheil verräth, den klaſſiſchen Ruf des zweiten Parterres aufrecht. Die Wenigen, welche einzeln erſcheinen, theilen ſich in zwei Kategorien. Die Einen, die Minorität, leſen, die Anderen knüpfen Bekanntſchaft an. Da iſt eine dicke Frau mit wohlwollender Miene, die ihre unbekannte Nachbarin mit der Krankengeſchichte ihres leberleidenden Mannes und all' den intereſſanten Anekdoten aus der Kinder- und Waſchſtube regalirt, während eine andere ſchlankere ſich auf inquiſitives Ausfragen verlegt. Ankömmlinge im Stehparterre verkünden, daß der ſchöne Augenblick näher rückt; Schleifen und Krauſen werden zurecht gedrückt, und aus gar mancher Taſche wird ein Imbiß geholt, um raſch als „Jauſe" verzehrt zu werden, noch eh' die neugierig umſehenden Offiziere volle Aufſtellung genommen.

Ganz anderes Gepräge tragen die Eintrittsplätze im dritten Stock, ſie werden durch ein viel ſtändigeres Pub' kum beſetzt. Während der Charakter des zweiten Parter wie der Lauf des Mondes wechſelt, iſt jener des dritten ' ckes ſtabiler, ſchon durch die Hof- und Schauſpieler-E Auch hier iſt große Konverſation, aber in ganz and Style, in mehr hiſtoriſchem. Ueber Vorſtellungen, Er

Persönlichkeiten wird hier streng Buch geführt. Man weiß was die Toilette jeder Schauspielerin gekostet, erzählt sich eine Koulissenszene oder einen Beitrag zur intimen Biographie der Künstler beiderlei Geschlechtes und fällt sein Urtheil in apodiktischem Tone. Gemüthlich mischt sich mitunter der Billeteur in das Gespräch, mit Daten und Erfahrung nachzuhelfen. Bis das Opernglas zu gebrauchen, klappern hier nicht selten auch die Stricknadeln, ein „Gefrorenes" scheint hier ein nothwendiger Theil des Theatergenusses, denn es erscheint beinahe unfehlbar nach dem dritten Akte. Fremde Elemente werden von dieser Phalanx von Habitues erst gemessen, dann aber über den Werth der Stücke und ihrer Darsteller bereitwillig im Vorhinein belehrt, ihr Applaus sorgfältig überwacht, bei gewissen Stellen und Personen durch einen kleinen Wink und Puff hervorgerufen. Große Damenfrisuren und dicke Herren auf den Sperrsitzen werden mit vehementer sittlicher Entrüstung verdammt, Spätkommende, welche, sich an die Säulen drängend, stehen und so ein Stück Aussicht benehmen, mit haßvollen Blick gemessen, wie unberechtigte Usurpatoren.

Auf den Bänken des vierten Stockes ist die Konversation laut, aber nur stoßweise; den hier Sitzenden ist schon das Ruhen überhaupt Festvergnügen. Da ist bunte Reihe, meist Freund und Freundin; Orangen sind sehr beliebt, auch Aepfel. Hier macht sich die Bewunderung in Kernausdrücken Luft, die nicht selten Flüchen gleichen, und manche Heldin, mancher Held wäre arg verblüfft, könnte er die draftische Bezeichnung vernehmen, die ihm beigelegt wird. In diesen Regionen wird am meisten gelacht, gelacht nicht nur bei komischen, mitunter auch bei hochtragischen Situationen.

Einſtweilen füllen ſich auch die Sperrſitze im dritten Stock und der Zwiſchenraum der beiden Parterre iſt mit weißen Röcken angefüllt. Hier zeigen ſich die Herren als vorzügliche Generalſtäbler, ſie wiſſen, wem jede Loge gehört, kennen alle regierenden Schönheiten und alle Herren, welche Viererzüge, ſtaatliche Reitpferde und ähnliche Verdienſte beſitzen. Sie rekognosziren in allen Winkeln des Hauſes nach einem hübſchen Geſicht ohne exkluſives Vorurtheil und theilen ſich ihre Entdeckungen kameradſchaftlich mit. Dafür ſind ſie während der Vorſtellung ein aufmerkſames, feines und dankbares Publikum. — Die Elemente von mehr ſolid bürgerlichem Gepräge im erſten Parterre finden ſich mit dem erſten Klingelruf für das Orcheſter ein. Sie ſitzen ganz ruhig auf ihren Plätzen, richten und putzen ihre Operngläſer und betrachten nur die Kourtine und was ihnen, ohne daß ſie ſich drehen, unmittelbar im Geſichtskreis liegt. Seltenere Beſucher ſind in ſtiller Sorge um ihre äußerſte Hülle, da der Garderobier Phyſiognomiker iſt und es verſchmäht, ſeinem Blick und Gedächtniß durch eine Marke zu Hilfe zu kommen. Fünf Minuten vor ſieben Uhr kommen bureaukratiſche Erſcheinungen ſchaarenweiſe angezogen. Mit und noch oft lange nach dem Anfang die elegante Welt, welche ihren Stammbaum von Pluto herleitet.

Die Phyſiognomie der Logen ändert ſich mit dem Theaterzettel; bei Konverſationsſtücken und Luſtſpielen weiſen ſie blaues Blut in Hülle und Fülle auf, bei den Klaſſikern geweihten Abenden ſcheinen ſie hingegen, wenn ſie nicht ganz leer ſtehen, großmüthig rothblütigen Geſchöpfen geopfert worden zu ſein. An heiteren Abenden trägt dieſe glänzende Reih-

ein Air de famille, bei Shakeſpeare und Goethe (Fauſt) weiſt ſie kein Mädchenantlitz auf, dafür aber bei Augier und Sardou einen ganzen Jugendflor. Die männlichen Inſaſſen, wenn ſie nicht für eine Bühnenerſcheinung beſonderes Intereſſe zeigen, tragen ein mattherziges Weſen zur Schau, als wäre ihre Anweſenheit mehr ein Akt der Gefälligkeit als ſelbſtiſchen Vergnügens.

Während der Zwiſchenakte kommt wieder Bewegung in das Publikum; allerdings keine Emigration wie in Paris und London, bei uns vermögen nur feldabgehärtete Offiziere es mit dem Zug unſerer Foyers aufzunehmen. Von einer Loge flüſtert man zur anderen hinüber, bedenkt mit einem grüßenden Blick, einem freundlichen Lächeln die entfernteren Bekannten, welche man am Morgen erſt auf dem Balle verlaſſen und die man eine Stunde ſpäter wieder in der Soiree trifft. Herren wechſeln wohl auch hie und da ihren Logenſitz, doch nur ſelten, nicht mit jenem Animo, wie z. B. in Italien oder Paris. Im dritten, vierten Stock, dem zweiten Parterre ſummt es im eifrigen Austauſch der Bemerkungen und Eindrücke ſo mächtig, daß die ſchwungvolle Aufführung des Orcheſters ganz unbeachtet übertäubt wird; höchſtens daß irgend ein häufiger Beſucher die oft gehörte Melodie mitſummt.

Dagegen verhält ſich das erſte Parterre, wenn nicht erſte Vorſtellung und ſomit Journaliſten- und Koterie-Verſammlung iſt, gänzlich ſchweigſam; kaum daß ein Wort gewechſelt wird. Die Elegants erheben ſich noch während der letzten Worte jedes Aktſchluſſes der Bühne den Rücken zu kehren und, leicht gähnend, das Publikum zu muſtern. Doch beſchränkt ſich ihre faſtidieuſe Exkluſivität nur auf Inſpizirung

der Logenreihen, höchſtens noch, daß ſie die eigene Abtheilu
einer Betrachtung würdigen und gelegentlich eine in ihrer u
mittelbaren Nähe ſitzende Dame durch das Opernglas a
ſtarren. Gewahren ſie einen Geiſtesverwandten, ſo reichen ſ
ihm wohl über die Köpfe der Umſitzenden hinüber zwei el
gant bekleidete Finger. Hebt ſich der Vorhang wieder, ſo b
darf es einiger Mahnrufe, bis ſie aus ihren tiefſinnigen B
trachtungen aufgerüttelt ſich wieder niederlaſſen.

Die Vorſtellung ſelbſt bringt wieder ganz verſchiede
Wirkungen hervor. Die jugendlichen Zuſeher werden leid
enthuſiasmirt, die älteren noch leichter gerührt. Der drit
Stock und das zweite Parterre weinen und applaudiren m
beſonderer Vorliebe, während die vierte Gallerie kräftig lac
Im hinteren Stehparterre, meiſt von Studenten und g
jungen Männern bevölkert, wird jede Zeitanſpielung prom
aufgegriffen und demonſtrativ akkompagnirt. Hier zündet e
die Rhetorik Lewinsky's am beſten. Im Parterre g
ren einige geübte Gourmands die feinen Nuancen, ge
lich mit gnädiger Zuſtimmung nickend oder auch eine
tauſchend mit einem ähnlichen Feinſchmecker. Danebe
Jemand durch fortgeſetztes Kritteln und mißbilligende
gungen Glauben an ſeine Ueberlegenheit und Büh
rung zu erwecken. In den Logen kommentirt ma
lette „der Wolter", die Haltung „der Bogna
zöſiſche Ausſprache „der Baudius". Mitunter
unterliegt das ganze Haus dem Zauber der D
Darſtellung; dann ertönt jenes langgezogene Ah
mal mehr noch beſagt, als der ſtürmiſcheſte Ap
von Einem zum Andern fortpflanzt, wie ein ele
jenes tiefe Ergriffenſein von der Schönheit,

jede laute Aeußerugu wie ehrfurchtsvoll zurückhält. Im Ganzen ist das Publikum sehr ungleich; manchen Tag ist es voll feiner Füllung, jede Pointe und Nuance herausempfindend, würdigend, ein anderes Mal wieder gleiten sie an seiner Impassibilität scheinbar spurlos ab. Das Erstere stimulirt die Darsteller, während das Letztere sie wohl lähmend berühren muß.

Hypochonder, welche einen Schlaganfall fürchten, und Herren, welchen es mehr darum zu thun ist, ein paar Stunden auf bequeme und elegante Art los zu werden, als um einen Kunstgenuß, halten die Eckplätze im Parterre besetzt. Sobald sich der Schluß in Gestalt einer Verlobung oder eines Todes nur in einiger Entfernung zeigt, erheben sie sich, das Portemonnaie in der Hand, unbekümmert um das poetische Ende wie alle Sch! Sch! pietätvollerer Zuseher, noch vor den Gefahren und Unbequemlichkeiten des Gedränges mit ihrem Ueberrock das Weite zu suchen.

Muß man den ästhetischen Sinn dieser Flüchtlinge wie ihre Diskretion bezweifeln, so möchte man beinahe ihren praktischen Sinn beneiden, wenn man wenige Minuten später das Quetschen und Drängen in den Garderoben sieht und den Menschenschwall, der über die engen Stiegen, aus den engen Gängen in die Vorräume bricht. Hier sind Personen, welche zwar ihre Kleidungsstücke erlangt haben, die aber kein Plätzchen finden, um sie in Ruhe anzuziehen; sie werden von der Fluth mit fortgeschwemmt und haben Mühe, keine ihrer Habschaften fahren zu lassen. Familien werden in dem ungestümen Drängen auseinander gerissen; Emma! Bertha! ruft eine Mama ängstlich nach den von ihrer Seite verschwundenen Töchterlein. Jedes ist mit sich selbst und seinem Fortkommen beschäftigt, förmlich im Kampfe mit der drückenden

und ſtoßenden Umgebung. Nur etliche zarte Damen im eleganten Theatermantel, das friſirte Haupt unbedeckt, bewegen ſich mit klaſſiſcher Gelaſſenheit und Grazie durch den Schwall, allerdings als Mauerbrecher ihnen voran ein reich bordirter Diener, der im Eifer des Dienſtes ſeine Ellbogen als ſanftes Ueberredungsmittel gebraucht. Raſch rollt auf ſeinen Ruf die Equipage herbei, und die Damen werden mitten im Gewühle in aller Ruhe hineingehandet.

Bei Koblenz, wo die Moſel ſich in den Rhein ergießt, ſieht man eine Strecke lang die beiden Flüſſe ſcheinbar unvermiſcht neben einander forttreiben, die Moſel grün im ſchönblauen Rhein, ſo ergießen ſich auch hier die Ströme aus den verſchiedenen Stöcken und Abtheilungen miteinander in die Vorräume, aber doch ziemlich unvermiſcht; jeder geübte Theatergänger weiß augenblicklich jedem Einzelnen ſeinen Platz anzuweiſen. Vor den Thüren und Thoren ſcheiden ſich die ungleichartigen Elemente wieder.

Hier eilt eine Familiengruppe; „Oh, es war wunderbar ſchön!“ tönt eine jugendliche Mädchenſtimme aus ihrer Mitte. „Oh, zu meiner Zeit wurde das Stück viel beſſer gegeben — entgegnet Papa in tiefem Baß, — da hätteſt Du den Löwe ſehen ſollen.“

— Die Wolter iſt doch unvergleichlich, Papa. Ha, wie glücklich muß ſie ſich an ſolch' einem Abende fühlen!

— Oh! hätteſt Du erſt die Müller geſehen, ſagt phlegmatiſch Mama, den Capuchon feſtziehend, die Kunſt nimmt ab. Alles nimmt ab heutzutage.

Hier wandelt ein Paar vom vierten Stock unein hängt; ſie trocknet das erhitzte Geſicht mit dem Tuch ſagt mit heiſerer Stimme:

— Weil nur noch ise umbracht wurden der Hallunk! Hub ich g'habt Aengſten große, iße aber Stuck ſchönes.

Daneben ein elegantes Paar, das glücklich ein paar Stunden todtgeſchlagen, ſich ſogar amüſirt, aber keinen Eindruck mit herausgenommen hat. Es ſpekulirt ſchon wieder, was es am nächſten Abend beginnen ſoll. Dort ein paar Mädchen, die, noch unter dem Zauber gänzlich in Erinnerung verſunken, keine Wagen beachten und beinahe überfahren werden.

Die Menge hat ſich allmälig verlaufen, es wird ſtill und ruhig im und um das Gebäude. Nur an einer der Thüren ſteht noch eine Gruppe Harrender. Jetzt treten die wieder zu Civilmenſchen metamorphoſirten Schauſpieler heraus, hie und da löſt ſich ein Glied aus der Gruppe Wartender, packt den Arm des Freundes, geleitet ihn heim oder lockt ihn häufiger noch zu einem luſtigen Gelage. Jetzt kommen die ſchweren alten, an die Arche gemahnenden Theaterwagen angerumpelt, und die Künſtlerinnen ſchlüpfen tief verſchleiert aus dem Pförtchen in das Gefährt. Da iſt Leben in die Gruppe gekommen, Manchem war es nur darum zu thun, einen Blick zu erhaſchen, Andere beſcheidener noch, nur einen kurzen Augenblick ihr Ideal zu ſchauen. Still ſeufzend ſehen ſie den Kutſchen nach und verlaufen ſich; doch bleiben noch Etliche zurück. Nun treten blaße Geſtalten heraus in fadenſcheinige Paletots gekleidet, es ſind die Ritter, die vor kaum einer Stunde die prächtige Umgebung eines Königs bildeten, jetzt eilen ſie trübſelig zu einem frugalen Abendmal, einem armſeligen Obdach zu. Bald folgen die Ritterfräulein und Hofdamen, ebenſo ſchmächtig und ärmlich. Mit ihrem Erſcheinen löſt ſich die letzte Gruppe von der Mauer. Einige eilen mit munterer Begleitung lachend weiter, Andere nimmt

ein altes Mütterchen, ein jüngerer Bruder in Empfang, ſie den weiten Weg ſchützend zu geleiten. Platz und Haus ſind verödet bis auf die Feuerwächter.

Von Sommerwohnungen.

Es iſt ein alter Erfahrungsſatz, daß man nur gar wenig in der Gegenwart, ſondern zumeiſt in der Zukunft lebt. Nur der Karneval hat das Verdienſt, die Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch zu nehmen, daß alles weitere Planen um ſeinetwillen ſiſtirt wird; aber kaum hat er mit ſeinen letzten verrauſchenden Klängen Abſchied genommen, ſo beginnt die Jagd nach dem Künftigen mit erneutem Eifer. Vielen iſt die Einäſcherung am erſten Mittwoch der Faſtenzeit weit weniger ein Memento mori als eine Aufforderung, ſich nun ernſtlich mit dem Ausdenken und Vorbereiten der Sommerfreuden zu befaſſen, ganz beſonders, wenn auch noch freundlicher Sonnenſchein künftige Wärme verkündet. Mit nichts iſt man in Wien ſo vorbedacht, als mit dem Suchen von Landwohnungen. Kaum noch hat das erſte Veilchen im Prater ſich geregt, das Schneeglöckchen eine neue Aera eingeläutet, ſo ziehen ſchon ganze Karawanen beſorgter Familienväter und Mütter in die reizende Umgebung hinaus, ein Aſyl zu ſuchen für die kommende heiße Zeit, in der nur Jene in Wien verbleiben, welche arbeiten, um zu leben, oder die leben, um zu arbeiten.

Aber auch dieſe frohmüthige Vorbereitung künftigen Naturgenuſſes iſt nicht dornenlos, wie ich mich dieſer öfter mehrfach überzeugen konnte. Am Schottenring kam mir

B. mit höchst mißmuthiger Miene entgegen, er schlenderte der Pferdebahn zu.

— Wollen Sie den schönen Tag im Freien genießen?

— Ach nein! Ich muß für meine Schwiegereltern eine Landwohnung suchen. Der Stein der Weisen dürfte kaum schwerer zu finden sein, als diese „Wohnung, wie sie sein soll.“ In Dornbach eine ebenerdige Wohnung ohne jede Spur von Feuchtigkeit, mit der Aussicht nach der Straße, aber ohne Staub! Unweit der Pferdebahn, aber in der nächsten Nähe des Parks. Geräumig und elegant möblirt, aber billig. Dazu ein Garten, der sehr viel Schatten bieten, aber selbst bei Regenwetter trocken sein soll. Habe ich dieses Wunderding gefunden, so ist aber meine beneidenswerthe Aufgabe noch lange nicht gelöst. Ich soll dann noch den Hausherrn verpflichten, meinen Schwiegereltern ein Plätzchen in diesem Garten anzuweisen, das der Fuß keines anderen Sterblichen auch nur irrthümlich betreten darf, dagegen ihnen die gelegentliche Benützung des ganzen Gartens vorbehalten. Zugleich soll er eidlich versichern, keine andere Partei anzunehmen, die Kinder unter zehn Jahren besitzt, solche, welche diesen Rubikon schon überschritten haben, in der Ausübung ihrer Musikstudien auf höchstens zwei Stunden im Tag, von 11 bis 1 Uhr, zu beschränken und ihnen alles Herumtollen im Garten kategorisch zu verbieten. Für die Nacht ist ein wachsamer Hund Bedingung, doch darf er tagsüber nicht bellen. Ein Edikt soll den Dienstleuten verwehren, unter einander zu verkehren. Die Hausfrau habe jene aller anderen Parteien zu diesem Zwecke zu überwachen, würde jedoch ersucht, bei den eigenen unter keiner Bedingung zu interveniren, für diese bleibt die Justiz selbst vorbehalten. Auch ist es wünschenswerth, daß die Hausbesitzer keine Kinder haben. Dies ist der

Umriß meiner Instruktionen. Halt, eine gedeckte Wandelbahn ist noch Hauptbedingung, damit Mama ihren Sprudel auch bei warmem Regen im Freien trinken kann, sie leidet wieder an Gallenbeschwerden, und meine Frau hat mich beschworen, mich meiner Mission mit Schick und Glück zu entledigen, weil ihr Mißlingen eine gefährliche Aufregung nach sich ziehen würde. Begleiten Sie mich doch auf meinem Zug nach dem Ideal einer schwiegerelterlichen Landwohnung!

Ich empfand kein Verlangen, der Attaché dieses Gesandten und somit vielleicht auch der Verantwortlichkeit für seine Transaktion theilhaft zu werden und wandte mich der Stadt zu, einen längst verabsäumten Besuch abzuthun. Bei W. fand ich, bei so vielbeschäftigten Leuten ein seltenes Schauspiel, die ganze Familie, Groß und Klein, um den Tisch im Wohnzimmer versammelt, offenbar in tiefster Berathung.

— Sie kommen eben recht — rief mir W. entgegen — um zu bezeugen, daß ein Mann, der täglich in der Stadt zu thun hat, sich unmöglich auf weitere Fahrten einlassen kann, als nach Döbling, Hietzing, Grinzing. Zeit und Kräfte können nicht weiter reichen.

— Sie werden mir zugeben müssen — fiel die Hausfrau ein — daß Döbling nur eine staubige Vorstadt Wiens, Hietzing, mit all' seinem Putz und Gedränge, nur ein Surrogat der Stadt ist, und daß Grinzing keinen Schatten aufzuweisen hat. Da bleibt man ebenso gut ganz in der Stadt, spart viel Geld und die unsägliche Mühe, welche ein Familienumzug, wie der unserige, immer verursacht. Ich bin nach solchem Umzug immer ganz krank vor Erschöpfung und hätte diese Expeditionen längst aufgegeben, wäre es nicht um der Gesundheit der Kleinen willen. Kinder sind wie die

Pflanzen und gedeihen nur in Gottes frischer, freier Luft kräftig und blühend, sie muß man hauptsächlich im Auge haben bei der Wahl einer Landwohnung.

— Du würdest mich aber sehr verbinden — entgegnete der Gemal — wenn Du über die Kleinen nicht mich gänzlich aus dem Auge verlieren würdest. Diese Landfahrten sind selbst in die nächste Nähe eine arge Strapatze, ein großes Opfer, das ich Euch bringe. Andere Männer kümmern sich freilich höchst bequem den ganzen Sommer über nicht um die Ihren, besuchen sie höchstens manchmal zu dem Zweck einer Landpartie, ich aber lebe nur in meiner Familie und ich denke, Du sollteſt das besser anerkennen, als daß Du mir noch Schwierigkeiten in den Weg legst.

Die Königin von sechzehn Jahren, Fräulein Rosa, die heuer den ersten Ball genossen, mischte sich hier ein.

— Papa, wenn Du nur die Eisenbahn benützen wolltest, Du würdest viel Zeit ersparen, und z. B. in Baden ist die Luft so vorzüglich rein und gut, und im vorigen Sommer sollen draußen so hübsche Kränzchen gewesen sein, Blanka hat viermal getanzt.

— Um Himmelswillen nicht, Vater — fiel ihr Alphons, der Gymnasiast in die Rede. — Seit drei Jahren versprichst Du mir die Reise durch Steiermark und dann heißt es immer: „Wir sind ja auf dem Lande, wozu weiter gehen?“ Laß' uns lieber in der Stadt bleiben und eine Ferientour unternehmen. Mit Bahn und Omnibus vertrödelt man die meiste Zeit, davon hat freilich so ein Mädchen, das nur ans Tanzen denkt, gar keine Vorstellung.

— Das ginge mir noch ab — meinte Mama — im Sommer auch noch Kränzchen und Bälle.! Ich will weit hinaus auf's Land, um all' das närrische Treiben los zu

werden und keine Toilette machen zu müſſen. Nein, zu den ſchönſten Genüſſen des Landlebens gehört es, daß man, wenn man will, den ganzen Tag im Schlafrock bleiben kann. Hadersdorf wäre allenfalls nicht übel.

— Ach ja, ja! jubelte die kleine Louiſe, und flüſterte dann dem noch kleineren Alfred in's Ohr — das wäre wunderſchön, denn ſo weit hinaus geht die Klavierlehrerin nicht

Hier wurde die Debatte durch einen Beſuch unterbrochen, doch kaum hatte die Hofräthin M. ihren Sophaplatz eingenommen, ſo ſtürmte von allen Seiten die Frage auf ſie ein, ob ſie ſchon an die Landwohnung denke. Sie erwiederte mit der ihr eigenen Gelaſſenheit:

— Nein. Ich ſuche nie vor Ende April, Anfang Mai.

— Aber da ſind ja die beſten, bequemſten Wohnungen ſchon lange vergriffen, man findet nur mehr, was die Anderen ſchon verſchmäht!

— Ich will lieber ſchlechter wohnen und wiſſen, mit wem ich wohne. Miethet man früh, ſo weiß man nicht mit wem einen das Schickſal zuſammenwürfelt. Vor drei Jahren in Hacking erging es uns ſo; ein wohlhabender Kaufmann hatte den übrigen Theil des Hauſes gemiethet. Recht brave Bürgersleute, aber die Homogeneität fehlte. Dagegen verbrachten wir den vorigen Sommer äußerſt angenehm. Hofrath von Z. bewohnte die zweite Wohnung, die Sektionsrathswitwe v. L. den Gartentrakt der Villa zu Inzersdorf. Wir haben den Landaufenthalt wirklich recht genoſſen.

— Iſt Inzersdorf nicht in einer öden, traurigen, bigen Gegend? fragte naiv des Hauſes ſprechfähig gewachſenes Töchterlein.

— Liebe Roſa — belehrte die hofräthliche Fir — das Alles iſt Nebenſache. Die Geſellſchaft, ihr T

immer- und überall die Hauptsache. Die Herren Zeitungsschreiber mögen so viel sie wollen vom gänzlichen Ausgleich der Stände phantasiren, das beweist nur, daß sie selbst sich gar wenig in guter Gesellschaft bewegen.

Auch ich empfand Sehnsucht nach homogenerer Gesellschaft, trat meinen Rückzug an und in mein Kaffeehaus ein. Der beneidenswerthe Gemal einer der schönsten Frauen Wiens saß zwar in seinem gewohnten Fensterplatz, aber mit ungewohnt düsterer Miene.

— Weßhalb so trübselig? Was fehlt Ihnen?

— Mir nichts, aber meiner Frau! Ich bin ernstlich besorgt um sie.

— Nicht möglich! Vor fünf Tagen noch, am Fasching-Dinstag auf dem Balle der Baronin K., war sie ja noch die Heiterste wie Schönste der Schönen. Und jetzt krank und das Besorgniß erregend? Kaum möglich!

— Doch; ich fürchte, daß ihr Leiden tiefer sitzt, wenn es sich auch bisher noch nicht so auffällig geoffenbaret hat. Sie klagt nun plötzlich über gänzliche Erschöpfung des Nervenlebens. Ich meinte Ruhe, Zurückgezogenheit, gute Luft wären die besten Mittel zu ihrer Wiederherstellung und wollte ein paar Stunden von Wien entfernt, abgelegen im Gebirge, eine Villa für uns miethen; aber Julie fürchtet, daß sie werde Seebäder gebrauchen müssen, der Arzt habe ihr schon im Vorjahre Ostende angerathen, wie sie sagt. Der Gedanke ist ihr peinlich, aber ich muß sie daran zu gewöhnen suchen. Er ist mir sehr unbequem und unangenehm dieses Jahr, bei dieser Villa wäre eine prächtige Jagdbarkeit gewesen, aber Juliens Gesundheit muß in erster Linie berücksichtigt werden. Allerdings will sie schon in den letzten Monaten das Uebel im Anzug gefühlt haben, da sie aber

nie klagte, gewahrte ich nichts davon, und bin jetzt wie an den Wolken gefallen über das plötzlich hereinbrechende Leiden. Sie kann jetzt nicht einmal meine Cigarre ertragen, ohne heftigen Kopfschmerz zu bekommen. Ja, mit dem Jagen ist es nun für diesmal wieder vorüber, Julie muß nach Ostende, ob gern oder ungern, ich bestehe darauf.

— Meine Frau — lächelte ironisch sein Nachbar — bedarf zum Glücke nur Vöslaus, um meine Cigarre zu ertragen. Ich lasse sie da auch ganz ruhig schalten und walten. Sie soll die ihr beliebige Wohnung selbst auswählen; ich komme doch nur allerhöchstens an Samstagen hinaus. Ich gönne meiner Familie alle erdenklichen Landfreuden, ohne daß ich mir verlange, daran Theil zu haben. Die Jungen können in Vöslau nach Herzenslust schwimmen, die Mädchen treffen gentile Gesellschaft, es kommen immer auch Gäste vom Schlosse zu den Reunionen, die wirklich glänzend sind, und meine Frau hat Gelegenheit ihren Putz in ganzer Herrlichkeit zu entfalten. Sie und die Kohn hatten voriges Jahr wahre Duelle auf elegante Negligé's, die Ueberwundene blieb immer beinahe ohnmächtig am Platze liegen. Meine Frau hatte ein Doublé voraus. Was kann ein zärtlicher Gatte und Familienvater mehr verlangen? Mehr gewiß nicht, eher weniger an Putzmacherrechnungen wenigstens. Vöslau ist klein Tronville, was den Putz anbelangt. Aber wie gesagt, gentile Gesellschaft, meine Rahel hat voriges Jahr viel mit dem Grafen X. getanzt. Die Baronin N., die Sie auf unserem Balle trafen, wohnte im selben Hause wie meine Frau, aber wir hatten die Belle-Etage.

— Meine Frau — hob wieder ein Anderer an — zieht ein paar Wochen in Ischl dem ganzen Sommer auf dem Lande weit vor. Es ergötzt sie die ganze Pracht und

Herrlichkeit an sich vorüber ziehen zu sehen, sie nennt den August ihren Karneval und die Promenade ihre Redoute. Mir ist es ziemlich einerlei, ich verbringe die ganze Zeit in den Bergen. Freilich Tirol wäre mir lieber, aber l'homme propose, la femme dispose, ein griesgrämiges, unzufriedenes Gesicht ist mir der schrecklichste der Schrecken, und da sie sich bei all' der Eleganz nur auf das Zusehen verlegt ist die ganze Geschichte harmlos. Nur unbequem, daß ich Anfangs März, meist in Frost und Schnee schon als Quartiermeister ausziehen muß, uns eine Wohnung zu möglichem Preis zu sichern.

— Ich — bemerkte ein Vierter, ein Menschenscheuer — war den ganzen vorigen Sommer auf der Flucht. Kaum hatte ich irgend einen stillen Winkel ausfindig gemacht, und von ihm Besitz ergriffen, so kamen, vom Satan geführt, irgend welche Touristen unversehens daher geschneit, oder die biedern Landleute verekelten mein doch abgehärtetes Advokatengemüth durch ihre abgefeimte Spitzbüberei derart, daß ich gleichfalls Reißaus nahm. Ja, wenn man auf sechs Wochen nach den Urwäldern könnte, wo nur die Büffel Reunion halten und die einzige Kokette eine graziöse Tigerin ist, von unserm Hergott selbst in die bunteste Toilette gesteckt, das wäre Erholung! Ich beginne jetzt schon irgend ein Plätzchen in der Monarchie ausfindig zu machen, wo man nur halbwegs ungestört ein paar Monate verbringen könnte, aber wo es schön ist, da hat der Mensch schon hingefunden mit seiner Qual, und an manchen Orten ist gar wieder kein Komfort anzutreffen. Das Suchen ist eine Marter.

— Ja, wenn Sie absolute Einsamkeit mit Komfort verbunden suchen, dann ist die Sache freilich schwierig, dann

dürften ſelbſt die gerühmten Urwälder Sie nicht gänzlich befriedigen.

— Was wollen Sie, man kann ſich die Unarten der Civiliſation nicht gänzlich abgewöhnen, doch muß man wenigſtens ſo viel als von dieſen beiden Dingen im Vereine aufzutreiben iſt, zu packen ſuchen. Ich ſuche, ſuche jetzt ſchon ein paar Jahre lang, habe aber immer noch nichts Befriedigendes gefunden, ſollten Sie von etwas meinen Anforderungen Entſprechendem hören, ſo könnten Sie mich ſehr verbinden. Ganz recht, abſolute Einſamkeit mit exquiſitem Komfort iſt meine Deviſe, und ich gebe mich nicht zufrieden, bis ich nicht eine Sommerfriſche gefunden, die Beides vereint.

Von Leuten, die ſich unterhalten, und Leuten, die ſich langweilen.

Man könnte die civiliſirte Geſellſchaft füglich in zwei Lager theilen; die eine Partie unterhält ſich ſtets, während die andere ſich immer langweilt.

Dieſe beiden Lager zerfallen wieder in zwei Abtheilungen; jene Beneidenswerthen, welche das erſte füllen, ſondern ſich in Solche, welche ſich *mit* Allem, und in Andere, welche ſich, wenn nicht mit, ſo doch *über* Alles amüſiren.

Die Erſteren ſind die harmloſeſten Geſchöpfe auf Erden, ein geiſtreicher Phyſiognom hat ihr ſtabil vergnügtes Ausſehen, das kaum je ein Wolkenſchatten trübt, treffend mit Borsdorfer Aepfeln zwiſchen dem Fenſter verglichen, die dem Schneegeſtöber ſo roſig zulächeln, wie dem hellen Sonnenſchein. Die Ausrufe köſtlich! himmliſch! ſind ihnen ſo ſtereotyp, wie das ewige Lächeln. Sie verſtehen es mit n

derbarem Geschick, nein, besser Instinkt, jeder Situation eine vergnügliche Seite abzugewinnen und spiegeln diese auf ihrer behaglichen Physiognomie, die bei einem Leichenbegängniß so ziemlich dasselbe Gepräge trägt, wie bei einem Festmahl. Sie lieben das „Gruseln“ und letzen sich, wenn sie der Poesie der Märchen und Sagen entwachsen sind, an Mordgeschichten und Schauerromanen. Es ist das gewissermaßen ein Senfteig für ihre träge Imagination, die so starken Reizes bedarf, um den angenehmen Kitzel der Anregung zu empfinden. Tiefer Erschütterung unfähig, wo nicht im eigensten Selbst betroffen, und auch da nur momentan, wissen sie Furcht, Schreck, Grauen, Angst gleichfalls zur Unterhaltung auszubeuten. Die Unglücksfälle sind ihnen somit auch eine der interessantesten Rubriken unter den Tagesneuigkeiten. Nicht als wären sie deßhalb ohne Mitgefühl, sie sind sogar recht sensibel und weinen mit Vorliebe über ein Buch oder im Theater, das gehört mit zur Unterhaltung. Schmerz, Sorge kann keine bedrückende, verbitternde Herrschaft über sie gewinnen, sie tragen dieselben mit sich herum, ohne von ihnen weiter als hauttief durchdrungen, in ihrem Vergnügen dauernd gestört zu werden.

Keine Widerwärtigkeit kann sie im Genusse eines projektirten Vergnügens irre machen; je mehr Schwierigkeiten, um so prächtiger ist die Unterhaltung. Ueberrascht sie bei einer Landpartie strömender Regen, sie bis auf die Haut durchnässend, so gibt das erst den allerköstlichsten Spaß, und gerathen sie irgend einer Sehenswürdigkeit zu Liebe recht in's Gedränge, so erhöht jeder Puff, den sie erhalten, wie ertheilen, ihr Wohlgefühl. Resumiren sie in der Erinnerung eine solche „Unterhaltung“, so zählen eben diese Momente, welche sie einem minder genügsamen Menschenkinde gewiß verleidet

haben würden, mit zu den Glanzpunkten derſelben. Selbſt die Niete wird ihnen ſo zum Treffer.

Nicht minder glücklich, wohl aber minder harmlos ſind Jene, welche ſich en faute de mieux wenn nicht mit dem Dinge ſelbſt, ſo über dasſelbe unterhalten. Was Intellekt anbelangt, ſtehen ſie gewöhnlich weit über den Vorigen. Sie üben bewußten Humor. Iſt die Sache an ſich nicht befriedigend, ſo ergötzen ſie ſich con amore an ihren Defekten, und ſcheuen zu dieſem Zwecke auch die Selbſtironiſirung nicht. Es ſind das Leute, welche in keiner Situation wahrhaft lächerlich werden können, weil ſie den guten Geſchmack und die Objektivität beſitzen, im gegebenen Falle zu allererſt ſelbſt über ſich zu lachen. Mit den Fehlern ihrer lieben Nebenmenſchen gehen ſie häufig recht glimpflich in's Gericht, aber gegen ihre Schwächen ſind ſie dafür unbarmherzig; dieſe entdecken ſie auf den erſten Blick, und ſelbſt der Lethe hätte eine ſchwere Aufgabe, wollte er die Erinnerung daran hinwegſchwemmen. Nicht als würden ſie darum durchgängig in Medisance machen, aber wie der echte Künſtler inſtinktiv überall das maleriſche Moment herausempfindet und ſieht, ſo ſie das humoriſtiſche Element. Aus ihren Reihen geht daher nur wunderſelten ein Enthuſiaſt hervor. Nur in Jean Paul ſind dieſe ſcheinbar ſo ſchwer vereinbaren Eigenſchaften, Humor und Enthuſiasmus, wunderbar geblendet, was häufig eine hinreißende Wirkung, mitunter aber auch eine recht ſel' ſame Verquickung hervorbringt. Bei gewöhnlichen Erdenkdern tritt das Talent der Analyſe und himmelſtürmen Schwärmerei zumeiſt nur ſehr getrennt auf. Unter den Künlern iſt jedenfalls Hogarth der ausgeprägteſte Vertreter bewußten Humors.

Wollte man mit einem psychologischen Galaktometer an diesen praktischen Humoristen experimentiren, man würde nicht allzuviel Milch der frommen Denkart dabei zu Tage fördern — namentlich Pietät ist ihnen gewöhnlich eine terra incognita — aber dafür auch kein gährend' Drachenblut. Bewußtheit wie Humor sind zwei Elemente, welche das Gemüth hübsch kühl erhalten, es erhitzt sich da nicht leicht zur Begeisterung oder Grimm, und verharrt gewöhnlich in gemäßigter Temperatur nicht leicht, aber wenn, so zumeist tief erregt. „Kühl bis ans Herz hinan" werden sie oft gescholten, vielleicht aber mit Unrecht. Das Herz kommt eben bei ihnen nur selten in's Spiel, der Kopf dominirt; sie haben nur wenige Freunde, sind aber mit diesen dann gemeinhin innig verbunden, was eine Ehrenrettung für ihr geleugnetes Gefühlsleben abgibt. Sie sind meist besser — id est weit weniger bösartig — als ihr Ruf. Ihre humoristische Wünschelruthe dient ihnen bei Situationen so gut als bei Personen; wenn sie je gähnen, so ist es daher aus rein physischen Ursachen. Empfinden diese Glücklichen nie Langweile, so dagegen auch gar selten nur Entzücken; sie sind der gefährlichste Bruchtheil eines Theaterpublikums, ihre Kritik des reinen Humors ist die Feindin der Illusion — sie streift — namentlich wo höhere Bildung fehlt — unbarmherzig den Duft und Reim ab.

Vor der politischen Sündfluth gehörte eine große Mehrheit der Wiener zu der ersten Abtheilung, genügsam und bereitvergnüglich genießend, ohne weitere Untersuchung, ob es auch wirklich Etwas zu genießen gebe, die „Unterhaltung" als Haupt-Lebenszweck im Auge. Der „Jux" spielte damals eine Rolle weit höher hinauf, als man dem niedrig geborenen Worte ansehen würde. Mit dem Biß in den saueren

Apfel politiſcher Erkenntniß, hat ſich das wie mit einem Zauberſchlag geändert. Des Märzen Idus hatte der idylliſchen Genügſamkeit den Todesſtoß verſetzt, die Erkenntniß der Schleier der Illuſionen zerriſſen, in ihrem Gefolge waren erhöhte Anſprüche nach allen Richtungen hin eingetreten Wien wurde nun erſt zur Großſtadt mit allen Vorzügen und Uebelſtänden einer ſolchen, die Wiener nun erſt zu Großſtädtern mit den dieſe charakteriſirenden guten und übeln Gepflogenheiten und Eigenſchaften. Die einſt um ihres frohmüthigen Leichtſinns willen nahezu Berüchtigten, nun gleichfalls wie die Pariſer, Londoner, Petersburger angekränkelt von Blaſirtheit, dieſer unleidlichen pſychiſchen Bleichſucht.

Und noch dazu prätendiren ſie, daß man ihre Stumpfheit für Vornehmheit anſehe, reſpektire, bewundere und — ſie finden ihr gläubiges, ſtaunendes, verehrendes Publikum und mehr noch ein großes Heer von Nachahmern.

Die Blaſirten von echtem Schrott und Korn brauch nicht erſt zu verſichern, daß ſie ſich immer und überall l weilen, ihre ſchlaffe Miene, der träge Blick, die noch geren Bewegungen und vor Allem die bleiſchwere Atm phäre, welche ſie umgibt, und die allſogleich jede fr Strömung niederdrückt, kennzeichnet ſie auf den erſten lange noch eh' ſie das Bekenntniß ihrer Freudloſigk legt. Und dieſes Bekenntniß iſt das einzige, womit lich behende ſind, denn wie wenig mittheilungs Herren und Damen auch ſonſt ſich geberden, do ihrer Unberührtheit von all' den Vorkommniſſe ihrer abſoluten Gleichgiltigkeit haſten ſie doch Das nil admirari iſt ihre Deviſe, auf die ſi Gleichgiltigkeit große Stücke zu gute thun. im Böſen ſind ſie über jede Ueberraſchung

der Bewunderung als dem Abscheu mehr zugänglich. Enthusiasmus ist ihnen ein leerer Begriff geworden, wie Fröhlichkeit und Entrüstung oder Interesse. Erst ist die Phantasie, dann die Fähigkeit intensiv aufzufassen, zu empfinden, stumpf geworden; wie ein blinder Spiegel gehen sie durch das reichbewegte Leben, ohne ein Bild auch nur zu reflektiren.

Die einzige Anstrengung, deren sie noch fähig sind, besteht darin, König Salomo's animirenden Ausspruch, daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe, zu variiren. Eine solche Variation ist unfehlbar die Antwort, wenn man sie auf irgend etwas Schönes, Großes oder Schreckliches und Scheußliches aufmerksam macht; dabei blicken sie auf Menschen, welche, noch nicht abgestorben, der Erregung-fähig sind, wie auf Kinder herab, und seufzen halb neidisch, halb mitleidsvoll und verächtlich: „Ja, wenn ich über diesen Punkt nicht schon längst hinaus wäre!" Doch erheben sie darum noch keine Ansprüche Philosophen zu sein, dies durchzuführen, wäre viel zu anstrengend. Uebrigens ist ja Philosophie wie alles Andere Humbug. Wenn, mit einem gewissen Parfum von Dandyismus versetzt, Mumien sich mechanisch durch die Reihen der Lebenden bewegten, sie wären nicht weniger anmuthend, als diese geistig und gemüthlich Abgestorbenen.

Nun, es muß auch solche Käuze geben, wie sich am belaubten Baum verdorrte, abgestorbene Aeste und Zweiglein zeigen, denen der schönste Lenzsonnenschein auch kein Knöspelein oder Blättlein zu entlocken vermochte. Am Baum aber hat Niemand noch diese Dürre schön gefunden und künstlich hervorzubringen gesucht. Die Blasirten dagegen finden, wie schon gesagt, respektvolle Bewunderung, häufige Nachahmung, denn Blasirtsein ist elegant, es beweist, daß man schon Alles mitgemacht, das Leben so durchgekostet hat, daß es einem

nichts Neues mehr zu bieten vermag. Und das ist doch gewiß elegant.

Für die bewußten Humoristen sind diese gemachten Blasirten wohl mit die komischesten Figuren, welche die kaleidoskopische Gesellschaft ihnen bietet. Die Maske der Gleichgiltigkeit sitzt ihnen nicht fest, mitunter verrückt sie sich, und ein Strahl natürlicher Erregung blitzt hervor, wird aber sogleich wieder wie ein Verbrechen, ein Schandmal verhüllt und desavouirt. Sie gehen den Ausdrücken, „köstlich! entzückend!“, welche die ewig Vergnüglichen so verschwenderisch gebrauchen, mit ängstlicher Sorge aus dem Weg; verirrt sich trotzdem ein solcher gelegentlich auf ihre Lippen, so wird er doch durch den schleppenden, matten Ton zur Hälfte mindestens paralysirt, denn ein Hauptmerkmal des Blasirten ist, daß er immer leise verhallend spricht, als reiche der Athem kaum mehr bis an's Ende des Satzes. In seiner Vortragsweise gibt es kein Crescendo und kein Brio, sie ist monoton, wie wüstes Haideland. Selbstverständlich ist auch das Lachen als ein Zeugniß pöbelhafter Erregbarkeit strengstens verpönt, höchstens ein mattes Lächeln gestattet, das im Entstehen schon verlischt. Tödtliche Erschöpfung der seelischen Kräfte möglichst naturgetreu darzustellen, ist die anmuthende Aufgabe der blasirten Elegants, sie müßten die Langweile in Permanenz erklären, um zur Crême gestempelt zu sein: die einzige freie Gefühlsäußerung, welche sie sich gestatten, ist das Gähnen.

Die Nachbeter sind nun ängstlich bemüht, in diesen Fußstapfen nachzutreten, sie haben zu diesem Zwecke mit vieler Aufopferung sogar ein künstliches Gähnen erfunden, und sind daran, von den echten Blasirten aus innerem Beruf zu unterscheiden, daß sie mit diesem Freimaurerzeichen so verschwenderisch umgehen, wie die stets Unterhaltenen mit ih-

Beifall. Es ist ihnen Ehrenpunkt, nie hingerissen zu werden, im Theater, Konzert, bei welchem Kunstgenuß immer, sie dürfen der erhabenen Pflicht des Indifferentismus nie ungetreu werden, müssen mit aller Gewalt jede Reflexbewegung im Keime ersticken. Ebenso in der Konversation. Die Beistimmung läßt sich ziemlich leicht hintanhalten, aber auch der Widerspruch darf durch die kühnsten Herausforderungen nicht hervorgelockt werden, dies wäre ja das beschämende Zeugniß, daß man noch einiger Wärme fähig sei. Wie der Nebel eine Herbstlandschaft, so muß die stumpfe Langweile den ganzen Menschen de pied en cape einhüllen.

Parvenu's in dieser edlen Kunst haben mit der Gleichmäßigkeit dieser sie umgebenden Atmosphäre gar viele Mühe. Sie sind zu eifrig in der Gleichgiltigkeit. In der Gesellschaft, wie im Kaffeehause und Theater, auf dem Lande, wie auf Reisen nnd in ihrer beneidenswerthen Familie, immer und überall, erheben sie alle Augenblicke unaufgefordert ein Klagelied über die Langweile. Vous y mettex trop de zêle, möchte man ihnen mit Talleyrand zurufen: Seht Eure Vorbilder an, sie sind über die Energie der Klage schon hinaus, nur manchmal noch entschlüpft sie ihnen im Gewande einer gelispelten thatsächlichen Bemerkung, sie wissen ja, daß ihr ganzes Thun und Lassen die Langeweile und Langweiligkeit genugsam implizire: wozu da noch die Anstrengung des Sprechens.

Gar tragikomisch nimmt sich die jugendliche Schaar unter diesen Adepten der Blasirtheit aus. Auch sie, die noch kaum erst von dem vollen Becher genippt, geberden sich über alle Be- und Verwunderung längst hinaus, keiner Erregung mehr fähig. Was neu und reizvoll an sie herantritt, wird

verächtlich bei Seite geschoben, als wäre es längst schon durchprobt und schaal befunden worden. Absolute Schlaffheit ist das Ideal dieser schnellkräftigen Jugend, und sie dämpft und experimentirt an sich herum, bis sie es erreicht oder doch nachgebildet hat. Bricht mitunter aller Vorsicht zum Trotze eine natürliche Regung, ein wärmerer Laut hervor, so wird er sogleich korrigirt, wie ungefähr Jemand, welcher mit dem Hochdeutsch kokettirt, sich erschrocken verbessert, wenn er unversehens in den heimatlichen Dialekt verfallen.

Noch eine Kategorie langweiliger Gelangweilter gibt es, die es weder mit Absicht noch aus absoluter innerer Nöthigung sind, und eben diese floriren in Wien höchst üppig. Es sind das Leute, welche prätendiren, unterhalten zu *werden*, und zu träge sind, irgend etwas dazu zu thun. Besuchen sie eine Gesellschaft oder Redoute, so betrachten sie alle übrigen Anwesenden als Akteure, ihr Ich als das Publikum, das zu amüsiren die heilige Pflicht dieser Uebrigen ist. Sind die Anderen nun so egoistisch, auf dies einseitige Spiel nicht einzugehen, oder so ungeschickt, nicht den richtigen, ihnen nicht einmal angeklungenen Ton zu treffen, so sind *sie* nun unverantwortlich langweilig, wie das Leben überhaupt, in dem solche Vorkommnisse sich häufen. Alle für sie und sie für Niemand, nicht einmal für sich selbst. Je passiver sie sich verhalten, um so mehr Aktivität verlangen sie von den Anderen, und sind sittlicher Entrüstung voll, wenn sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, was meist der Fall ist, da sie gewöhnlich sogar zu träge sind, das Gebotene zu erfassen, sich mit ihm in Beziehung zu setzen. Wenn sie in einer Gesellschaft die Mehrheit bilden — was mitunter vorkommen soll — dann stagnirt alles Leben und die Regsten

ſelbſt unterliegen dem lähmenden Einfluſſe, unter dem nur das ewige Lächeln der ewig Vergnügten nicht gefriert, die auch dann noch verſichern, ſich „köſtlich“ unterhalten zu haben.

Von den Leuten, die Vorleſungen beiwohnen.

— Aber ſo ſpät, beſte Sidonie! bewillkommte die Hausfrau eine Dame, deren dunkles Wellenhaar ſich über glänzenden Augen und einer fein wie ſcharf gebogenen Naſe wölbte.

— Sie wiſſen ja doch, liebe Freundin, daß ich jetzt keinen Abend früher zu haben bin. Ich gehöre kaum mir ſelbſt an. Mein Arzt behauptet, dieſe Lebensweiſe wäre aufreibend, aber ich kann ſie doch nicht laſſen, denn was wäre, das Leben werth, wenn man alles Intereſſante, das es bietet. meiden müßte. Doch fühle ich mich wirklich angeſtrengt, nahezu erſchöpft, nein, keinen Thee, etwas fleurs d'oranges

— Sie ſollten ſich wirklich mehr ſchonen, ſich nicht ſo überanſtrengen.

— Nein, ein ſchlechter Soldat, der ſeinen Poſten verläßt. Sie wiſſen, ich lebe nur den geiſtigen Intereſſen, und kümmere mich nicht um Nervenſchwäche und körperliche Leiden, wenn es ihre Befriedigung gilt. Keine Sitzung, keine Vorleſung darf mir entgehen. Profeſſor W. ſagte neulich, als ich etwas ſpät in den Jordan'ſchen Vortrag kam: „Eben, meine Gnädige, wollte ich nach Ihrem Hauſe eilen, da ich Sie nicht ſah im Saale, fürchtete ich, Sie ſeien ſchwer erkrankt.“ Es kommt jetzt wirklich viel zuſammen, die Parlamentsſitzungen und all' die mannigfachen Vorleſungen! Wie geſagt, ich laſſe keine aus; mein Arzt behauptet, ich würde

noch als Revenante in all' den Hörsälen herumspuken; aber wirklich einige meiner Freunde, die mich zu sprechen wünschten, suchten mich in der Handelsakademie und dem akademischen Gymnasium, im Musikvereinssaal oder dem Herrenhause auf. Doktor L. meinte bei Eckardt: „ich war sicher, Sie hier zu treffen, intelligence oblige." Wenn ich einmal an einem dieser Orte wegbliebe, man würde glauben, ich sei gestorben.

— Sie besuchen also sämmtliche Vorträge?

— Natürlich. Ich höre Dr. Grün, Jordan, Eckardt, Dr. Reinisch, Rösler, Wymetal, Zerbony und den Cyklus in der Handelsakademie. Ist nicht Alles, jeder Zweig des Wissens interessant, können wir nicht überall, wenn es uns nur ernst ist, Bildung und Anregung schöpfen? Ich scheue kein Opfer, keine Anstrengung, an der meinen zu arbeiten. Es ist das ein Kult, den ich nahezu mit Leidenschaft betreibe. Nichts auf diesem Gebiete darf mir entgehen, ich war beinahe trostlos darüber, daß einige dieser Vorlesungen zusammenfielen, und ich so eine oder die andere einbüßen mußte, denn, ich wiederhole es, jede ist interessant, aus jeder können wir Nutzen ziehen.

— Sicherlich. Hören Sie nicht auch Professor Tauschinsky? Ich kann mich nicht erinnern, Sie dort getroffen zu haben, und das ist bei Ihrem so lebendigen Interesse wirklich jammerschade, denn er beherrscht bei freiem Vortrag seinen Gegenstand und die Sprache meisterlich. Wenn Schopenhauer mit Recht die Klarheit die Höflichkeit des Philosophen, wie Pünktlichkeit jene der Könige nennt, so ist Professor Tauschinsky jedenfalls unter den Vortragenden der Höflichsten einer, ohne dabei im Mindesten an triviale Popularisirung zu streifen.

— Himmel, das ſagen Sie mir ſo ſpät, Sie unfreundliche Freundin! Wo trägt er vor? Hat er ein zahlreiches elegantes Publikum?

— In der Realſchule am Hohenmarkt an Sonntagen um neun Uhr Früh. Ein elegantes Publikum? Nein, aber ein zahlreiches und aufmerkſames. Seine Vorträge ſind unentgeltlich.

— Unentgeltlich? In einer Realſchule? Da wird der Saal wohl wenig ſoignirt ſein. Und welch' ungeſchickte Stunde. Neun Uhr Früh! Das iſt doch wohl nur für die unteren Stände berechnet. Wer kann um neun Uhr Morgens eine Vorleſung beſuchen? Da wäre die Mitternacht noch eine paſſendere Stunde. Sie wiſſen, ich ſcheue kein Opfer, wo es Bildung gilt, aber das würde mein Arzt nie geſtatten. Und ein ſo arg gemiſchtes Publikum, wie es ſich immer bei unentgeltlichen Vorträgen einfindet! Impossible, meine Theure! Doch ich muß mich an den Kamin ſetzen, ich fröſtle, die Sitzung im Herrenhauſe und der Vortrag Eckardt's war wirklich viel für einen Tag. Mein Mann prophezeit mir immer, ich werde mich im Dienſte des Geiſtes aufreiben. Aber nur das geiſtige Intereſſe verleiht dem Leben höheren Werth, ihm zu Liebe ſcheue ich keine Anſtrengung.

— Wenn ich heiraten würde — ſagte ein alter Hageſtolz und Gourmand, als die Damen ſich entfernt hatten —, ich würde in den Ehekontrakt die Klauſel aufnehmen, daß Frau und Töchter nie Vorleſungen beſuchen dürfen. Bei all' den geiſtigen Intereſſen leidet das Intereſſe für den Gatten und ſein Behagen kläglichen Schiffbruch. Man läuft Gefahr, ſtatt einer Schnitte Straßburger Paſtete ein Stück Kultur- oder Literaturgeſchichte zu bekommen, und ſtatt mit Auſtern von Oſtende mit einer Rhapſodie über den feuchten

Nibelungenſchatz regalirt zu werden. Dieſer Bildungsſchwindel benimmt unſeren Frauen allen Zauber der Weiblichkeit.

— Ohne den Kochlöffel als das Symbol des ewig Weiblichen zu betrachten — bemerkte ein alter Profeſſor, den mehr gründliches Wiſſen, als Beredſamkeit auszeichnet — möchte ich doch Ihrer Antipathie gegen dieſe Gattung Vorleſungen beiſtimmen. Es iſt eine Art Sakrilegium, eine Profanation, den Schleier wegzuziehen vor der ungeweihten Menge. Und was ſoll ſie haben an ſolchem Stückwerk, einem losgeriſſenen Glied der Kette, das zu faſſen ihr jedenfalls die Vorbildung fehlen muß, denn nicht von dem materiellen Brote des Lebens allein ſteht es geſchrieben: „Du ſollſt es Dir erwerben im Schweiße Deines Angeſichts.“ Das iſt ſo recht die feile Koketterie unſerer pietätloſen Zeit, den großen Haufen gewinnen, indem man ihm die Pforten des Tempels öffnet, ohne Scheu, daß damit ſeine heilige Stille geſtört werde. Der Himmel ſei vor, daß ich nicht wünſche, das Wiſſen verbreitet zu ſehen, bei Frauen wie Männern, aber mit würdigem Ernſte, nicht im frivolen Spiele darf es geſchehen. Gründlichkeit iſt die Baſis der wahren Bildung, der einzigen, vor der man Achtung haben kann. Wenn z. B. eine Dame meine dreizehn Bände über den religiöſen Kult der Hindu aufmerkſam und wiederholt durchgearbeitet hat, ſo wird ſie ich darf es ſagen ohne unbeſcheiden zu ſein, im Succus ſeit Jahrhunderten angeſammelte Wiſſen empfangen dieſen höchſt merkwürdigen und wichtigen Gegenſtand fundirt haben, ſo weit es der heute ſo vorgeſchrittene punkt der Wiſſenſchaft geſtattet. Aber ſo viel man Bildung faſelt, der rechte Ernſt fehlt, bei Männ Frauen, mein Verleger klagt bitter über die geri nahme des Publikums an wahrhaft gediegenen Wer

Wissenschaft wie die Kunst will man herabwürdigen zu einem Gegenstande der Unterhaltung, und wehe, dreimal wehe, ihre eigenen Priester sind es, welche die Hehre auf offenem Markte dem Blicke der Neugierigen preisgeben, den Schleier mit frevelnder Hand von ihrem hoheitsvollen Antlitz reißen.

— Sie haben recht — unterbrach ein griesgrämig blickender Herr, dem das Whist als die schönste Lebensaufgabe vorschwebt — die ganze Gelehrsamkeit ist nur Unterhaltung, Modesache. Wenn man ehedem in einen Salon trat, fand man etliche Spieltische aufgeschlagen, und das gesellige Vergnügen war sogleich im Gange, heutzutage muß man nach des Tages Last und Mühe erst noch einen Vortrag in Kauf nehmen, oder über ein Dutzend solcher referiren hören. Wollte man gesprächsfähig sein, man müßte sie auch alle besuchen. Heute ästhetisiren die Damen statt sich zu rougiren, und man muß noch dem Himmel danken, wenn sie nicht gar den Ungeschmack besitzen, sich mit Druckerschwärze zu schminken. Das ist der Tod aller Gemüthlichkeit; wollte man auf Eroberungen ausgehen, man müßte, das Herz unserer gelehrten Schönen zu rühren, sich hinter einen Tisch mit zwei Lichtern und einem Glas Zuckerwasser pflanzen und ein paar Stunden lang über das Hausgeräth der Pharaonen schwatzen.

— Ja, wirklich, seufzte ein sporenklirrender, schnurrbartdrehender Lieutenant. Es ist eine wahre Vortragsepidemie. Die Damen und die Vorgesetzten sind wie versessen d'rauf. Als ob es für Männer, die schon auf dem Schlachtfelde die Bluttaufe erhalten haben, nicht demüthigend wäre, wie die Schulknaben vor so einem Federfuchser dazustehen, oder gar, wenn einem der Dienst Zeit ließe, selbst solches Zeug auszuarbeiten. Trifft einen das große Loos, einmal in Wien

verächtlich bei Seite geschoben, als wäre es längst schon durchprobt und schaal befunden worden. Absolute Schlaffheit ist das Ideal dieser schnellkräftigen Jugend, und sie dämpft und experimentirt an sich herum, bis sie es erreicht oder doch nachgebildet hat. Bricht mitunter aller Vorsicht zum Trotze eine natürliche Regung, ein wärmerer Laut hervor, so wird er sogleich korrigirt, wie ungefähr Jemand, welcher mit dem Hochdeutsch kokettirt, sich erschrocken verbessert, wenn er unversehens in den heimatlichen Dialekt verfallen.

Noch eine Kategorie langweiliger Gelangweilter gibt es, die es weder mit Absicht noch aus absoluter innerer Nöthigung sind, und eben diese floriren in Wien höchst üppig. Es sind das Leute, welche prätendiren, unterhalten zu werden, und zu träge sind, irgend etwas dazu zu thun. Besuchen sie eine Gesellschaft oder Redoute, so betrachten sie alle übrigen Anwesenden als Akteure, ihr Ich als das Publikum, das zu amüsiren die heilige Pflicht dieser Uebrigen ist. Sind die Anderen nun so egoistisch, auf dies einseitige Spiel nicht einzugehen, oder so ungeschickt, nicht den richtigen, ihnen nicht einmal angeklungenen Ton zu treffen, so sind sie nun unverantwortlich langweilig, wie das Leben überhaupt, in dem solche Vorkommnisse sich häufen. Alle für sie und sie für Niemand, nicht einmal für sich selbst. Je passiver sie sich verhalten, um so mehr Aktivität verlangen sie von den Anderen, und sind sittlicher Entrüstung voll, wenn sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, was meist der Fall ist, da sie gewöhnlich sogar zu träge sind, das Gebotene zu fassen, sich mit ihm in Beziehung zu setzen. Wenn sie einer Gesellschaft die Mehrheit bilden — was mitunter vorkommen soll — dann stagnirt alles Leben und die Re-

ſelbſt unterliegen dem lähmenden Einfluſſe, unter dem nur das ewige Lächeln der ewig Vergnügten nicht gefriert, die auch dann noch verſichern, ſich „köſtlich“ unterhalten zu haben.

Von den Leuten, die Vorleſungen beiwohnen.

— Aber ſo ſpät, beſte Sidonie! bewillkommte die Hausfrau eine Dame, deren dunkles Wellenhaar ſich über glänzenden Augen und einer fein wie ſcharf gebogenen Naſe wölbte.

— Sie wiſſen ja doch, liebe Freundin, daß ich jetzt keinen Abend früher zu haben bin. Ich gehöre kaum mir ſelbſt an. Mein Arzt behauptet, dieſe Lebensweiſe wäre aufreibend, aber ich kann ſie doch nicht laſſen, denn was wäre, das Leben werth, wenn man alles Intereſſante, das es bietet. meiden müßte. Doch fühle ich mich wirklich angeſtrengt, nahezu erſchöpft, nein, keinen Thee, etwas fleurs d'oranges

— Sie ſollten ſich wirklich mehr ſchonen, ſich nicht ſo überanſtrengen.

— Nein, ein ſchlechter Soldat, der ſeinen Poſten verläßt. Sie wiſſen, ich lebe nur den geiſtigen Intereſſen, und kümmere mich nicht um Nervenſchwäche und körperliche Leiden, wenn es ihre Befriedigung gilt. Keine Sitzung, keine Vorleſung darf mir entgehen. Profeſſor W. ſagte neulich, als ich etwas ſpät in den Jordan'ſchen Vortrag kam: „Eben, meine Gnädige, wollte ich nach Ihrem Hauſe eilen, da ich Sie nicht ſah im Saale, fürchtete ich, Sie ſeien ſchwer erkrankt.“ Es kommt jetzt wirklich viel zuſammen, die Parlamentsſitzungen und all' die mannigfachen Vorleſungen! Wie geſagt, ich laſſe keine aus; mein Arzt behauptet, ich würde

als Revenante in all' den Hörsälen herumspuken; aber
rklich einige meiner Freunde, die mich zu sprechen wünsch-
t, suchten mich in der Handelsakademie und dem akademi-
jen Gymnasium, im Musikvereinssaal oder dem Herrenhause
uf. Doktor L. meinte bei Eckardt: „ich war sicher, Sie hier
u treffen, intelligence oblige." Wenn ich einmal an einem
dieser Orte wegbliebe, man würde glauben, ich sei gestorben.

— Sie besuchen also sämmtliche Vorträge?

— Natürlich. Ich höre Dr. Grün, Jordan, Eckardt, Dr. Reinisch, Rösler, Wymetal, Zerbony und den Cyklus in der Handelsakademie. Ist nicht Alles, jeder Zweig des Wissens interessant, können wir nicht überall, wenn es uns nur ernst ist, Bildung und Anregung schöpfen? Ich scheue kein Opfer, keine Anstrengung, an der meinen zu arbeiten. Es ist das ein Kult, den ich nahezu mit Leidenschaft betreibe. Nichts auf diesem Gebiete darf mir entgehen, ich war beinahe trostlos darüber, daß einige dieser Vorlesungen zusammenfielen, und ich so eine oder die andere einbüßen mußte, denn, ich wiederhole es, jede ist interessant, aus jeder können wir Nutzen ziehen.

— Sicherlich. Hören Sie nicht auch Professor Tauschinsky? Ich kann mich nicht erinnern, Sie dort getroffen zu haben, und das ist bei Ihrem so lebendigen Inter wirklich jammerschade, denn er beherrscht bei freiem Vo seinen Gegenstand und die Sprache meisterlich. Wenn penhauer mit Recht die Klarheit die Höflichkeit des sophen, wie Pünktlichkeit jene der Könige nennt, so fessor Tauschinsky jedenfalls unter den Vortragen Höflichsten einer, ohne dabei im Mindesten an trivi larisirung zu streifen.

— Himmel, das ſagen Sie mir ſo ſpät, Sie unfreundliche Freundin! Wo trägt er vor? Hat er ein zahlreiches elegantes Publikum?

— In der Realſchule am Hohenmarkt an Sonntagen um neun Uhr Früh. Ein elegantes Publikum? Nein, aber ein zahlreiches und aufmerkſames. Seine Vorträge ſind unentgeltlich.

— Unentgeltlich? In einer Realſchule? Da wird der Saal wohl wenig ſoignirt ſein. Und welch' ungeſchickte Stunde. Neun Uhr Früh! Das iſt doch wohl nur für die unteren Stände berechnet. Wer kann um neun Uhr Morgens eine Vorleſung beſuchen? Da wäre die Mitternacht noch eine paſſendere Stunde. Sie wiſſen, ich ſcheue kein Opfer, wo es Bildung gilt, aber das würde mein Arzt nie geſtatten. Und ein ſo arg gemiſchtes Publikum, wie es ſich immer bei unentgeltlichen Vorträgen einfindet! Impossible, meine Theure! Doch ich muß mich an den Kamin ſetzen, ich fröſtle, die Sitzung im Herrenhauſe und der Vortrag Eckardt's war wirklich viel für einen Tag. Mein Mann prophezeit mir immer, ich werde mich im Dienſte des Geiſtes aufreiben. Aber nur das geiſtige Intereſſe verleiht dem Leben höheren Werth, ihm zu Liebe ſcheue ich keine Anſtrengung.

— Wenn ich heiraten würde — ſagte ein alter Hageſtolz und Gourmand, als die Damen ſich entfernt hatten —, ich würde in den Ehekontrakt die Klauſel aufnehmen, daß Frau und Töchter nie Vorleſungen beſuchen dürfen. Bei all' den geiſtigen Intereſſen leidet das Intereſſe für den Gatten und ſein Behagen kläglichen Schiffbruch. Man läuft Gefahr, ſtatt einer Schnitte Straßburger Paſtete ein Stück Kultur- oder Literaturgeſchichte zu bekommen, und ſtatt mit Auſtern von Oſtende mit einer Rhapſodie über den feuchten

Frauengeſtalten in einfachem Wollenkleide, ohne jedes Attribut der Mode, aber andachtsvoll lauſchend. Auch da, in dieſen weniger „ſoignirten“ Sälen ſind hie und da einige elegante Elemente eingeſtreut, aber Mangel an ehrlichem ernſten Streben ließe ſich, der äußeren Haltung nach, nur ſelten einem der Anweſenden vorwerfen.

— Beſter Profeſſor, wandte ſich näher kommend eine alte, in ſchwarze Seide gekleidete Dame von höchſt wohlwollendem Ausſehen, an dieſen — Sie haben doch keine Antipathie gegen Vorträge? Aufrichtig geſagt, ich ſpekulire auf Sie. Sie wiſſen, ich bin Vorſteherin einer Kleinkinderbewahranſtalt, und will nun zum Beſten der lieben, armen Kleinen eine Akademie arrangiren; das Programm iſt ſchon zuſammengeſtellt, ſehr glücklich, pikant gemiſcht, ſo daß es ziehen muß, nur eine Nummer fehlt uns noch, zwiſchen der Zitherproduktion und dem kleinen Ballet. Sie haben ja ſo viel Herz als Gelehrſamkeit, möchten Sie nicht die Pauſe durch einen Vortrag aus Ihrem großen Buche füllen? Heutzutage iſt ſo eine Akademie nicht gentil, wenn man nicht auch ſchweres Geſchütz aufführt. Die Leute wollen für ihr Geld gar vielerlei, nicht nur Unterhaltendes, auch Trockenes, Belehrendes. Jetzt ſind ja die kleinen Mädchen in den kurzen Kleidern zehnmal geſcheidter und unterrichteter als wir waren, wenn wir zum Traualtar gingen. Das iſt der Segen dieſer vielen Vorleſungen, es muß ja etwas davon hängen bleiben, meine Enkelinnen erzählen mir ſo viel daraus, da ich ſelber in meinen alten Tagen noch ganz gelehrt wer Ja, wenn man jetzt jung iſt, kann man mit Leichtigkeit vor ſich bringen, aus purer Unterhaltung, während mai meiner Zeit über den Meidinger gar nicht hinauskam. leſen vor dem Ballet, nicht wahr?

Dem grimmerbleichten Professor ward die Entgegnung abgeschnitten, die Dame des Hauses geleitete Frau Sidonie zurück, diese machte gerade vor unserer Gruppe noch Halt, und suchte ihre Freundin zu persuadiren.

— Wirklich, Beste, Sie müssen sich aufraffen! Was helfen alle die obskuren Vorträge in diesen entlegenen Lokalen, Niemand weiß davon. Sie sind es Ihrem Rufe als geistreiche, feingebildete Frau schuldig, alle diese eleganten Vorträge mitzumachen. Sie werden sich doch von der K., der L., der Z. nicht überbieten lassen wollen? Jede macht wenigstens drei bis vier Cyklen mit, und Sie wollen sich in Ihrer Realschule vergraben? Eckardt versammelt ein exquisites Publikum, die Crême kann man sagen, da dürfen Sie nicht fehlen. Es ist viel zu gleicher Zeit und anstrengend zweifelsohne, aber ich scheue keine Opfer, keine Anstrengung, wo es den Kult des Geistes gilt.

Von Jenen, welche die Kirchen besuchen.

Es ist merkwürdig, wie scharf ausgeprägt und markirt verschieden sich die Physiognomie der Kirchen in der inneren Stadt darstellt. Wie sehr auch die mannigfachen Baustyle kontrastiren, so gibt sich doch nicht in architektonischer Beziehung diese Verschiedenheit am grellsten kund; das Publikum, das die Kirche besucht, bildet dieselbe.

Jede Kirche hat so ziemlich ihr ständiges Publikum, und es wäre ein Trugschluß, anzunehmen, daß sich dieses zumeist aus der Nachbarschaft rekrutire, daß die Weihe des Ortes das Nebensächliche der Oertlichkeit verdränge. Auch um den Altar und die Kanzel herum kristallisirt sich eine Koterie,

und Winkel füllt. Sonst zeichnen sich ihre Besucher durch nüchtern schlichtes Aussehen aus.

Die herrliche Blüthe gothischer Baukunst, die Kirche Maria am Gestade, zieht ihre Besucher aus den fernsten Theilen der Residenz an. Wer an Sonntag-Morgen an ihr vorübergeht, sieht um sie herum malerische Gruppen gelagert. Hohe, bei aller Hagerkeit starkknochige Männergestalten in Wollenmänteln von zweifelhafter Weiße, das braunglänzende Gesicht, das dunkle, wirrlockige Haar vom breitrandigen Filzhut überschattet; die Weiber im Mieder und grellfarbigem Kopftuch. Während die Ersteren ziemlich schweigsam die im Gürtel steckende kurze Pfeife streicheln, lassen die Letzteren fleißig den Wohllaut des czechischen und slovenischen Idioms erklingen. Die zahlreiche Kinderschaar, in mangelhafter Toilette, von mangelhafter Reinlichkeit, verfehlt nicht, jeden Passanten stürmisch zur christlichen Tugend der Mildthätigkeit aufzufordern. Später wird dieses bunte Bild durch ein viel monotoneres verdrängt. Eine Unzahl schmaler, dunkler Gestalten, alle nach einem ähnlichen und der Mode feindlichen Zuschnitt sammeln sich hier.

Die exquisite Musik in der Hofkapelle versammelt so zahlreiche Andächtige, als die enge Räumlichkeit nur fassen kann. Ernste Musikkenner und Kennerinnen, welche die Feinheiten der Ausführung zu würdigen verstehen, denen im Entzücken manchmal das Gebetbuch entsinkt, zum Aergerniß Jene welche höchstens die Berechtigung von Liedern ohne Wo anerkennen, aber über deren Begriffsvermögen die Subti eines Gebetes ohne Worte hinausgeht.

Auch in der Peterskirche übt die Musik an S tagen ihre mächtige Anziehungskraft; während des Hoch ist sie in allen Oratorien wie im Schiffe gedrängt vo

Crême des bürgerlichen Mittelstandes — wenn es erlaubt ist, diesem eine Crême zu vindiziren — hat sich im Putze eingefunden. Schon während des Gottesdienstes stellt ein leises Nicken und Lächeln, ein gelegentliches Geflüster heraus, daß sich hier verschiedene Kreise Bekannter regelmäßig finden, was nach demselben evident wird, denn schon während des Herausdrängens sind unzählige Konversationen im Gange, und im Freien bilden sich allenthalben kleine, aber animirte Gruppen. Unmittelbar nach dem letzten Orgeltone ertönt vom Chore ein lebhaftes Geschwirr, in das sich nicht selten nur ein halb unterdrücktes Lachen mischt, mit dem die Sängerinnen sich für den gehobenen Ernst der letzten Stunde entschädigen. Von der Thüre des Chors bis zur Ausgangspforte haben sie durch ein Spalier von Herren zu schreiten, draußen werden sie von Bekannten und Verwandten umringt. Am Peter zu singen, ist der Ehrgeiz mancher Dillettantin und der glückliche Regenschori daselbst soll sich nur selten in Verlegenheit um Mitwirkende befinden.

Nur um einige Schattirungen gedämpfter, abgeblaßter, nüchterner und schlichter ist zur selben Stunde das Bild in der Augustinerkirche. An Wochentagen ziemlich leer, ist sie an Sonntagen überfüllt.

Auf einige, wenige Kirchen übt im Besuche der Sonntag nur unerheblichen Einfluß aus; zu diesen zählt die kleine des deutschen Hauses. Heute wie gestern und morgen dieselben Gestalten, welche die Bänke nur zur Hälfte füllen. Zumeist alte Damen und Herren von gentiler Schlichtheit, die hier in der abgeschlossenen Ruhe am besten Sammlung zu suchen und zu finden meinen. Wie es scheint der Mehrzahl nach Personen, welche, des Lebens Tagewerk schon hinter sich, seinen Abend in würdiger Beschaulichkeit schließen wollen.

Kennen Sie einander, so verräth dies höchstens ein freundlicher Blick, ein leichtes Neigen des Hauptes, aber kein geflüstertes Wort unterbricht die Stille des Ortes, obwohl die Andächtigen sich schon lange vor der Messe einstellen und auch nach derselben noch geraume Zeit verweilen. Der kleine Tempel ist von der skrupulosesten Ordnung und Reinlichkeit schön geschmückt, aber einfach, ohne jegliche Ueberladung an Zierrath. Von den Wänden sehen theilweise schon verblichene Schilder abgeschiedener frommer Deutschherren auf die Anwesenden nieder. Es herrscht in diesem Raume eine Athmosphäre, welche unwillkürlich an das kleine, so stimmungsvolle Gedicht Goethes: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'" gemahnt.

Was wohl in der etwas düster-kahlen Dominikanerkirche alltäglich so große Anziehung auf die Bonnen, Kindermädchen und Frauen üben mag? Weibliche Wesen mit Kindern auf den Armen, an den Händen und den Falten ihres Rockes drängen sich da, zwischen den ältesten Männern und Weibern von bedürftigem Aussehen. Hier bewegen Alle bei stillem Gebete emsig die Lippen und fallen bei dem intonirten Gesang mit mehr Energie als Genauigkeit ein. Häufig angebrachte, etwas abenteuerliche Fioriturен gereichen der Harmonie nicht eben zum Vortheil. Nirgend sieht man so viele kleine Wachskerzen als Opfer verglosen, als in dieser Kirche.

Noch eine Kirche wird nicht allzu kontrastirend fühlbar influenzirt vom Verlauf der Woche. Es ist jene am Universitätsplatze. Auch an Wochentagen staunt man über die Menschenmenge, welche nach dem Gottesdienste über die breite Treppe herabströmt, so daß man bei dem Zufluß, welchen die Sonn- und Feiertage naturgemäß noch ergeben. nicht begreift, daß die Kirche eine so gewaltige Menge fassen

könne. Die Elemente, welche in der Schottenkirche sich nur nacheinander einstellen, sind hier nebeneinander zu treffen. Die grande dame koudoyirt hier die schlichte Bürgersfrau und das Weib aus dem Volke. Auch ist das starke Geschlecht, vom Kavalier bis zum Handwerker, stärker vertreten als in anderen Kirchen. Der pompöse Gottesdienst wirkt imponirend auf die Menge, die ihm still aufmerksam folgt. Wie kaleidoskopisch bunt auch das Bild ist, es liegt eine Lasur über demselben, welche allen seinen mannigfachen Bestandtheilen einen gleichmäßigen, eigenthümlichen Schimmer verleiht und sie charakterisirt.

Der Wiener Augentrost und Stolz, die Kathedrale, der Stephansdom, faßt wieder eine ganze Menge Nuancen in sich. Gleich links beim Eingange in einer kleinen Kapelle und vor dem Gitterthore derselben liegen vom Auf- bis zum Zusperren weibliche Wesen jeden Alters auf den Knieen, das Altarbild ist die sogenannte „Dienstboten-Mutter" und die Knieenden flehen sie um einen guten Dienst an. Vorn am Hochaltar ist wieder ein Stück eleganter Welt zu finden, in den hohen geschnitzten Seitenstühlen sucht ernste Beschaulichkeit vor allfallsiger Zerstreuung Zuflucht, schlägt aber mitunter in ein Schläfchen um.

Um die verschiedenen Altäre kristallisiren wieder verschiedene Gruppen, um jenen der „schwarzen Muttergottes" zieht sich beinahe immer ein Kranz alter Weiber, welche mit schriller Stimme den Rosenkranz rezitiren, ohne sich im Mindesten zu scheuen, irgend ein wirklich in Andacht Versunkenes damit zu stören und nicht mit Einstimmende mißwollend betrachtend. Im Mai- und Marienmonat ist der schön und reich mit Blumen geschmückte Altar stets umdrängt, und Mehre noch unter den Armen als den Eleganten lassen eine Gabe gleiten

in die Sammelbüchse, welche die klassische Aufschrift trägt: „Zur Erhöhung der Maiandacht.“ Wird man im Mittel- und Vordergrund durch das häufige Ab- und Zugehen gestört, so bieten die letzten Bänke am Riesenthore Manchem die zur Betrachtung gewünschte Ruhe. Von da aus nimmt sich, namentlich im Dämmerlichte des Abends, wenn am Hochaltare die Kerzen schimmern, der Bau wahrhaft magisch aus.

Die der h. Anna geweihte Kirche versammelt in ihrem ziemlich beschränkten Raume an Sonntagen eine aufmerksame Menge. Einer der Prediger daselbst hat jedoch einstmals die Vermuthung ausgesprochen, daß nicht die Frömmigkeit ausschließlich diese Anziehung übe, sondern auch ein praktischer Zweck. Alle vierzehn Tage nämlich ist dort französische Predigt, und eben an diesem zweiten Sonntag immer große Besuchsfluth, was allerdings die Vermuthung rechtfertigt, daß einige Anwesende mehr um die Auffrischung ihrer Sprachkenntnisse als ihrer Frömmigkeit beflissen sind. Besonders deutsche Erzieherinnen und junge Beamte, welche sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen gedenken, unterliegen dieser gravirenden Verdächtigung. Zufällige Besucher gerathen manchmal in arge Verlegenheit, wenn sie von der Kanzel die fremde Sprache tönen hören, denn mitunter sind Solche darunter, welche sie nicht verstehen und die zwar keinen Moment zögern, eine deutsche Predigt durch ihr beliebiges Fortgehen zu stören, die aber hier sich lieber zu einem stündigen verständnißlosen Horchen resigniren, als ihre sprachliche Unkenntniß zu verrathen. Diese Unglücklichen sehen häufig bei den gleichgiltigsten Stellen mächtig ergriffen aus und bekreuzen sich eifrig bei dem Namen Christi, so zu dokumentiren, daß sie wirklich französisch verstehen.

Bei den Kapuzinern versammelt sich ein ernsteres und älteres Publikum. Mittelstand mit bureaukratischer Färbung, von trockener, strikter Haltung, die mehr das Gepräge der Gewissenhaftigkeit als des Schwunges trägt.

Um so buntschillernder ist dagegen wieder die Versammlung in der Michaelerkirche an Sonntagen. Während die Städter nach der Gnadenkirche zu Mariahilf wallen, zieht die Andacht die Mariahilfer und Josephstädter nach der innern Stadt und sie folgen dem Rufe im glänzendsten Staate der schönsten Gala. War man in der Michaelerkirche fromm, so genießt man beim Austritt aus derselben die Befriedigung, seine frais de toilette nicht verloren zu sehen, denn monocle- und binoclebewaffnete Schaaren halten hier Revue ab. Zögert man ein wenig, so kann man gleich auch noch die Regimentsmusik am Burgplatz genießen.

Wie die Veilchen im Grase, sind in der bunten Menge die schlichten Beter verloren, die dem innersten Drange ihres Herzens gehorchend, hinknieen, unbekümmert um die Außenwelt. Ist ihre Zahl größer als es auf den ersten Blick erscheinen mag, so entzieht sie eben ihre anspruchslose, in sich versenkte Haltung der Aufmerksamkeit. Immerhin aber mag ein altes englisches Gedicht, das mir eben in den Sinn kommt, noch nicht als veraltet anzusehen sein. Es lautet:

„Viele gehen zur Kirche, einen Spaziergang zu machen;
Viele gehen hin, zu plaudern und zu lachen.
Viele hoffen einen Freund dort zu finden,
Viele sich der Langeweile zu entwinden.
Viele gehen hin die Liebste zu entdecken,
Viele, ihre Fehler zu verstecken.
Viele gehen hin mit dem Schlafe zu verkehren,
Doch Wenige nur — um Gott zu verehren!“

Ostern.

Wenn an einem hellen Sonntag-Morgen ein Fischer seinen Kahn auf die Stelle verirrt, wo einst das stolze Vineta gestanden und versunken, und der Wind weht weit vom Ufer her den Schall der Glocken, dann hört er tief unter sich, wie einen antwortenden Gruß, gleichfalls Glockenton erschallen. Beugt er sich dann über den Rand seines schwanken Schiffchens, so sieht er tief unter der kristallenen Fluth eine leuchtende Stadt schimmern. Schöne Tempeln mit hochgewölbten Kuppeln und schlanken Thürmen, einladend freundliche Häuser und stolze Säulenhallen voll schöner, imponirender Standbilder, köstliche Gärten im frischesten Grün prangend und voll farbenprächtiger Blumen.

Auf der Terra firma bringen die Osterglocken eine ähnliche Erscheinung zu Tage; sie wecken mächtig in uns die Erinnerung an die Kinderzeit, in der ihr Ton uns fröhlich aufjauchzen machte. Nur durch eine Spanne Zeit getrennt und doch so fernab schon von uns, steht sie nun, von dem fröhlichen Glockenklang bewegt, für einen Augenblick auferstanden, in lebensvoller Bilderreihe vor unsern Augen. Das Lächeln, mit dem wir sie vorübergleiten lassen, hat etwas Wehmüthiges an sich. Manche schön gewölbte Kuppel ist nun eingestürzt, und mancher schlanke Thurm ragt nicht so himmelstürmend mehr in die Lüfte; manches der einladend freundlichen Häuser scheint nun düster verschlossen und in der stolzen Säulenhalle liegt manche imponirende Gestalt, vom Sattel in den Staub gestürzt; selbst in den Gärten schimmert das Grün so frisch und schillern die Blumen so bunt nicht mehr.

Und doch vermag der Rückblick nicht trübe zu ſtimmen, höchſtens wehmüthig, denn mit dem jubelnden Glockenſchall und der kräftig milden Frühlingsluft kommt neue Erwartungsfriſche und hoffnungsvolle Spannkraft über uns. Weihnachten und Oſtern ſind zwei Feſte, die ſelbſt auf die vertrocknetſte Menſchenſeele noch ihren duftigen, belebenden Zauber üben.

Im Elternhauſe wurde die Oſterwoche gar feſtlich begangen. Schon mit dem Palmſonntag und ſeinen Palmvulgo Weidenkätzchen ſtellte ſich eine feierliche Stimmung ein. Die alte Dore, ſchon ein Familienerbſtück, ließ es ſich nicht nehmen, einen ganzen Arm voll ſolcher Zweige und Zweiglein heim zu bringen und ſie in allen Zimmern des Hauſes, ſelbſt in Vorgemach und Küche zu vertheilen. Beſonders über meinem Bette mußte ein ſolcher befeſtigt werden. „Damit nichts Böſes an Dich heran kann, Herzenskind,“ ſagte die gute, treue Alte. Dann wurden die Kätzchen vom Vorjahr verbrannt und während ſie in Flammen aufzuckten, murmelte ſie einen Dankſpruch, daß ſie Haus und Familie ſo wohl bewahrt, vor Krankheit und Tod, Uebel und Feuersgefahr.

Dann kamen die freien Tage, in denen kein Schulbeſuch und kein Penſum drückte, und der köſtliche Morgenſchlaf um eine ganze wohlige Stunde verlängert ward. Und doch machte ſich in dieſen Tagen ein unſichtbarer Zaum fühlbar, der die Freiheit nicht zur Wildheit ausarten ließ. Die fröhliche Kinderluſt ſteigerte ſich nicht zu dem ungeberdigen Tollen, deſſen wir uns wohl ſonſt gelegentlich ſchuldig machten, denn, wie gegen den Hochſommer auch auf dem ſchönſten, freundlichſten Herbſttag ein leicht dämpfender Schleier ruht, ſo empfanden auch wir im Treiben der Großen einen mildernden Ernſt, der unwillkürlich ſeinen Einfluß auf uns übt.

Eine Kinderſeele iſt gar feinfühlig und wird ganz unbewußt von jedem Stimmungszug beherrſcht.

Namentlich die letzten Tage der Woche übten dieſe Wirkung mächtig aus. Waren wir auch ſonſt nicht eben übermäßig eifrig und aufmerkſam beim Kirchenbeſuche, zu dieſer Zeit brauchte man uns nicht dazu zu ermahnen und wir ſaßen ſtundenlang ruhig in den Bänken, den getragenen Tönen der Orgel und dem Klagegeſange lauſchend und ſchmerzlich zuſammenſchauernd, wenn am Altare wieder ein Flämmchen verloſch. Eine Empfindung von Weihe hielt jede andere Regung gebunden. Mit dem Charſamſtag aber, und dem Halleluja! der Auferſtehung war die Stimmung gebrochen, wir fühlten uns ſelbſt wie von einem ſchwer drückenden Banne befreit und jubelten fröhlich mit auf, in ungehemmter, hoffnungsvoller Luſt und Freudigkeit.

Der Oſterſonntag brachte uns aber auch noch große Freude. Den Feſttag hatte ſich die Großmutter vorbehalten. Weihnachten, meinte ſie, müßte jedes am häuslichen Herd feiern, Oſtern aber gehöre ihr an; da verſammelte ſie mit freundlich heiterem Geſicht die ganze Familie um ſich. „Fröhliches Oſterfeſt!“ erklang es von ihrem Lippen jedem Eintretenden entgegen. Und wehe dem, der mit einem „guten Tag“ oder andern alltäglichen Gruß kam. „Heut' iſt Oſtertag“ wurde er in ernſtem Tone belehrt. Und wie freudvoll rührig war die alte Frau, mit dem grauen Scheitel unter der ſchlichten weißen Haube, den Tag Allen fröhlich zu ge ſtalten! Es durfte kein Kuchen auf den Tiſch, an den ſie ni ſelbſt Hand angelegt, und das ganze Haus, immer ein M ſter der Ordnung, war nun gar ſo ſpiegelblank und ſchmuck ſeinen Feſtons von grünem Reiſig, daß man ihm den Feſ in allen Ecken und Winkeln ſelbſt anſah.

Das Schönste und Lustigste aber war uns Kleinen aufbewahrt. Nach Tisch durften wir im weiten Garten nach prächtigen, bunten Eiern suchen, manchmal noch unter der flimmernden Decke des Schnees, manchmal unter schon knospenden Sträuchern. Das war ein Aufjauchzen, wenn man ein recht reichhaltiges Nest aufgestöbert! und wie es die andern minder Glücklichen zu erneutem Eifer im Suchen anspornte! Der ganze Garten erschallte von fröhlichem Lachen und die Großmutter war mit der Heitersten, Glücklichsten Eine. Und wie viel sinnige, innige und wohl auch scherzhafte Verslein trugen diese farbenprächtigen Eier. Keines durfte sich wiederholen, das war der Großmutter Stolz; reichte der Vorrath in Erinnerung und alten Büchlein nicht aus, so machte sie sich daran, selbst Kernsprüche zu dichten, und der wackere Sinn, das warme Empfinden hätte selbst Verwöhnte für die ungenirte Form entschädigen müssen. Hie und da enthielt wohl auch ein Vers eine beherzigenswerthe Lehre, doch in freundlich, munterer Form gegeben, und seltsamerweise fiel er immer eben in die passenden Hände.

Nach dem Nachtmahl mußten wir uns Alle, Groß und Klein, um das Klavier versammeln und ein Osterlied anstimmen. Dann küßte sich Jedes auf die Stirne, mit dem Wunsche: „Sei gut und glücklich!“

Das ist die Bilderreihe, welche die Osterglocken in mir wachrufen. Ein Stück alte Zeit.

Heutzutage haben sich zwar die Palmkätzchen nicht, wohl aber ihre Käufer bedeutend vermindert. Entweder es gibt keine so vorsorglichen Erbstücke mehr, wie unsere alte Dore eines gewesen, oder das Terrain ihrer Wirksamkeit ist enger begrenzt und sie dürfen mit ihrem Präservativ gegen alle Uebel nicht über die Gesindestube hinaus. Nicht allein der

Wunderglaube hat gewaltig abgenommen, auch der Sinn für die Poeſie der Symbolik; auf religiöſem Gebiete nämlich. Daß aber die Kirchgänger nicht ſeltener geworden, ja mit der Progreſſion der Bevölkerung Schritt gehalten haben, ſollte man meinen, wenn man in den letzten Tagen der Charwoche die wogenden Menſchenmaſſen auf dem Stephansplatze, dem Graben und Kohlmarkt betrachtet. Wie ehedem drängt ſich Groß und Klein zum Gräberbeſuch, doch ſcheinen Wenige ſtundenlang an einem Orte zu verharren, der immerwährenden Fluktuation an den Kirchpforten nach zu urtheilen. Auch habe ich wohl, natürlich im Laufe der Zeit, viel von der Feinfühligkeit der Kinderſeele eingebüßt, da ich weit weniger von der gehobenen, weihevollen, ernſten Stimmung meiner Nebenmenſchen empfinde.

Doch verkündet ſich die Oſterzeit auf Schritt und Tritt. Nicht allein die Natur zieht ihr zu Ehren ihr Frühlingskleid an, auch die Häuſer, Läden und Menſchen folgen ihrem Beiſpiele. Alle Häuſer und ihre Augen, die blinkenden Fenſter, glänzen ſo blank, daß man wohl ſieht, überall iſt das Scheuerfeſt gehalten worden, und in den Läden leuchten die farbenprächtigen Frühjahrsblüthen weit zahlreicher und greller als auf der Flur. Die ſchweren, dichten Stoffe mit den matten dunklen Farben ſind wie mit einem Schlage aus den Schaukäſten verſchwunden, um leichteren Geweben von leuchtender Nuancen den Platz zu räumen. Was die Mode Neues ersonnen, ſtellen ſie aus, in verführeriſcher Pracht und wörtlich nicht vergebens, denn auch *dieſe* Stätten ſind arg bedrängt. Man iſt heutzutage weit vielſeitiger und praktiſch geworden und macht eben auf einem Gange gleich Verſchiedenes, ja, das Verſchiedenſte miteinander ab.

Es wäre eine Einseitigkeit, eine ganze lange Woche ernste Betrachtungen, dem inneren Menschen zu widmen, darum denkt und sorgt man denn auch emsig für den äußeren Menschen, für den Glanz seiner Toilette, seiner Equipage ꝛc. Das Eine und das Andere geht in einer wunderbaren entente cordiale neben einander her. Nicht als würde darum der Kirchenbesuch verabsäumt oder auch nur vernachlässigt, er wechselt nur ab mit jenem der Modemagazine, in denen man, die verschiedenen Erbauungsbücher in der Hand, Rundschau hält und nun unter der Qual dieser schweren Wahl kaum minder leidet, als kurz vorher unter jener des erregten Gewissens. Doch wird diese weltliche Regung alsbald wieder durch Lektüre in einem der Andachtsbücher hinweggeschwemmt. Ob aber während derselben nicht hie und da die Vision eines reizenden Crepehutes, einer duftigen Robe auftaucht?

Wie spießbürgerlich war doch noch der Sinn zu meiner Kinderzeit! Auch wir begrüßten den Ostermorgen in neuen Kleidern und waren nicht unempfindlich gegen diese Verschönerung unserer kleinen Personen, aber die Vorbereitung hierzu mußte mit dem Eintritt der Charwoche geschlossen sein. Fiel es uns ein, während derselben nach unserem Zukunftsstaat zu fragen, so wurde uns das, als unpassend, sanft verwiesen. Die mixed pikles waren damals noch nicht so sehr im Schwunge.

Erhält dadurch auch die stille Woche einen Anschein geschäftsmäßigen Getriebes, so geschieht es doch nur zur höheren Feier der Ostertage. Es ist kein offener Absagebrief an die ernste weihevolle Gepflogenheit früherer Zeit, sondern nur ein geschicktes Kompromiß zwischen dieser und den

modernen Strebungen. Bewahre! nicht kalt, auch nicht unzeitgemäß warm, aber behaglich lau.

Auch die Ostereier haben mit der üppigen Entwicklung des Luxus wacker Schritt gehalten und hier tritt der seltsame Fall ein, daß die Surrogate weit kostbarer sind, als das Original. Dort glänzen Eier aller Dimensionen in Edelmetallen, zierlich filigran gearbeitet oder mit massiver Schlichtheit prunkend; in ihrem Innern birgt sich flimmerndes Geschmeide, oder wohl auch ein kostbarer Rosenkranz. In den Galanteriewaaren-Handlungen prangen sie in Unmasse, aus allen Stoffen, zu allen Zwecken. Hier eine pikante Attrape, da, in geheimem Fache Photographien bergend oder als niedliches Necessaire, und dort gar, in profanster Anwendung, als Cigarrenbehältniß. Die kleinen Kinder gebildeter Stände sind über die rothen Eier mit goldgelbem Kern längst hinaus, wenn sie auch noch weder geschmeide- noch cigarrenfähig sind, für sie und ihre schon von Blasirtheit angekränkelten Anforderungen muß der Zuckerbäcker seine Phantasie anstrengen. In lockend reizender Außenseite muß er köstliches Füllsel bieten, den lieben Kleinen die Poesie des Osterfestes plausibel zu machen. Nur die ganz Armen nehmen noch fröhlich vorlieb mit den buntgefärbten Eiern und ihren sinnigen, häufig wohl auch unsinnigen Verslein. Aber das schöne Fest ist eben auch ein Gruß an Alle, an die Niedrig- wie Hochgestellten, an den Armen wie den Reichen.

Das erweist sich am prächtigsten am Morgen des Ostersonntags, wenn der helle Glockenschall die buntgemischten Schaaren herauslockt in die schimmernden Kirchen oder unter die knospenden Bäume. Auf allen Physiognomien liegt — auf manchen vielleicht nur reflektirt — ein Festglanz, und er hält an den ganzen Tag über bis in den Abend und die

ganze Nacht hinein. Höchstens, daß irgend ein unverbesserlicher Alltagsmensch und Grisgramm an der Neige des Tages, mißmuthig gähnend, klagt: „Heute kein Abendblatt, morgen kein Früh- und kein Abendblatt und übermorgen wieder kein Frühblatt, was anfangen?“

Mich aber geleitet durch den ganzen Tag die Erinnerung an die fröhliche Kinderzeit und das alte, treue Großmütterlein. Von ihm habe ich die Gepflogenheit behalten, Jedem als Gruß zuzurufen: Fröhliches Osterfest!

Von den Nerven der eleganten Welt.

— Haben Sie König Johann gesehen? — fragte Baronin Y. die schöne Frau v. Z. welche, bequem in einem Fauteuil lehnend, den reizenden Mittelpunkt einer der vielen anmuthigen Gruppen im Salon W. bildete.

— König Johann? ach nein. Unmöglich. Sie wissen, wie sehr ich Shakespeare würdige, ja für ihn schwärme. Der holde Schwan von Avon, der brittische Dichterheros! wer kann ihn glühender verehren als ich? Aber König Johann — gewiß wie alles Uebrige ein kostbares Juwel — war doch für eine rohere Zeit berechnet. Meine Nerven könnten Szenen wie die, in welcher das Auge ausgerissen wird — — —

— Pardon, das ist im Lear, hier soll der arme Prinz geblendet werden, doch erweicht sein rührend Flehen des grimmen Hubert Herz.

— Nun eben, man müßte doch selbst kein Herz besitzen, um das unbewegt mit ansehen zu können. Ich müßte es gewiß mit einer Migraine büßen, und des Königs qualvoller Tod auf offener Bühne würde mir zweifellos im Augenblicke

Nervenkrämpfe zuziehen. Die fortschreitende Kultur steigert das Nervenleben, und so können wir mit den Damen der damaligen Zeit an Nervenstärke wahrlich nicht konkurriren. Die damaligen Schönen mögen wohl, nach dem Beispiele der Königin Beß glorreichen Andenkens, in ihrer Fühl- und Denkweise ziemlich robust gewesen sein, sie konnten solche Aufregung ertragen, aber wir sind heutzutage hiefür zu zart besaitet.

— Ich dachte nur, Sie in der ersten Vorstellung gesehen zu haben.

— Ach, an jenem Abend war ich bei Renz. Diese Produktionen sind wirklich wunderbar und die Clows superb. Man begreift nicht, daß sie ihre Tours de force glücklich zu Ende bringen, und meint von einem Augenblicke zum andern, sie müßten stürzen und sich auf dem Kiesboden das Haupt zerschmettern. Man ist in fortwährender Spannung, das Leben dieser Leute hängt, wie das Schwert des Damokles, immer nur an einem Haar. Es versagt einem der Athem, wenn man zusieht, und doch könnte man um keinen Preis der Welt wegsehen; man ist wie magnetisch gefesselt, es ist eine peinlich-wohlige Emotion. Renz hat doch eine ganz unvergleichliche Truppe und prächtige Thiere. Ich besuche seine Vorstellungen wenigstens ein paar Mal die Woche, es ist ein Genuß, den man sich nicht entgehen lassen darf.

— Bravo, meine Gnädige, das sage und thue ich auch, auf Ehrenwort — rief Rittmeister von M. Wie Ihnen sind mir die Ueberreste einer barbarischen Zeit zu roh.

— Oh, Sie irren, Shakespeare hat keine wärmere, b geisterndere Anhängerin! Das liebliche Liebesmärchen Ro' und Julie, Hamlet und die duftige Ophelia, wie entzüc selbst der schaurig-wilde Othello, nur muß ich mich n Nerven wegen vor der Würgszene entfernen.

— Mein schwarzer Vorstehhund heißt Othello, ein superbes Thier. Wir Männer machen, wie Sie wissen, alle die Klassiker schon beim Hofmeister durch, daher mag es wohl kommen, daß sie uns später ein nervöses Gähnen verursachen, wie Alles, was an die grüne Zeit erinnert. Aber der Renz, das ist ein kapitaler Bursche, bei dem fühlt man sich nie abgespannt; wenn ich noch so flau bin, ich gehe Vormittag schon auf die Manège und das restaurirt und belebt mich prächtig. Die kleine Coralie, die sichere Springerin, meinte neulich schnippisch, der Stallparfum wehe uns Kavaliere heimatlich kräftigend an, wie Gletscherluft den Schweizer. Ein übermüthiges Ding diese Kleine, aber sie führt den Abdallah himmlisch. Neulich stieg er kerzengerade in die Höhe, wir dachten, sie müsse stürzen, aber die niedliche Hexe saß fest. Das war aber ein Applaus, daß das Haus erdröhnte und die Damen schwenkten enthusiasmirt die Tücher. Nein, Roß und Reiter bieten so viel Abwechslung, daß man nie abgespannt, ermüdet werden kann.

— Mir — sagte schüchtern ein junges Mädchen mit sanften Zügen und sinnigen Augen — wird dabei angst und bang zu Muthe, Papa mußte mich neulich wegführen. Ein Menschenleben so für gar nichts in Gefahr sehen — —

— Liebe Alwine — belehrte Frau v. Z. — das ist nur Nervenschwäche, die Sie überwinden werden und müssen. Mit etwas Eau de Cologne die Schläfen reiben, das wirkt Wunder! Man darf sich nicht zu sehr gehen lassen, seinen Eindrücken zu willig nachgeben, da würde die Nervenschwäche zu Charakterschwäche ausarten. Sehen wir zurück in's glorreiche Alterthum und nehmen wir uns ein Muster an den Spartanerinnen, die keine derlei Weichlichkeiten kannten.

— Ich habe wirklich recht viel Sorge um Alwine — bemerkte eine ältere Dame, des zarten Mädchens ſtattliche Mutter — ſie iſt ſo entſetzlich ſenſibel, ſie weint in jedem Schauſpiel, wie eine Nähmamſell am Sonntag. Hofrath O. tröſtet mich wohl, es ſei nur Blutarmuth und Franzensbad werde eine kleine Heldin aus ihr machen.

— Man ſieht, daß unſere Damen keine konkordatliche Volksſchule beſucht haben, denn ihr Realismus ſteht in ſchönſter Blüthe! Franzensbad als Heilmittel gegen Weichherzigkeit! flüſterte ein Minoritätler.

Im Salon W. herrſchen geiſtige Intereſſen; beinahe immer gibt Kunſt den Geſprächsſtoff ab. So auch bei der nächſten Gruppe, die Maler Berthold haranguirt hat, die Rubensſchätze im Belvedere preiſend. Eben hebt er ein Detail an einem der Bilder hervor.

— Ich kann mich ſo genau nicht mehr erinnern — ſagte ein ältlicher Herr, welcher gerne und mit Aplomb über bildende Kunſt ſpricht — ich war als Studentlein zuletzt in dieſen heiligen Hallen, doch habe ich das Vorzüglichſte über unſere Galerie geleſen. Wir beſitzen dreiundzwanzig Gemälde von dieſem herrlichen Meiſter, und darunter einige der vorzüglichſten ſeines Pinſels. Ich möchte ſie gerne öfter anſehen, aber Vormittag muß ich mich ziemlich ruhig verhalten, ſonſt bekomme ich meinen nervöſen Kopfſchmerz, und die Sammlung wird ſo früh am Nachmittag geſchloſſen.

— Ich war ein einziges Mal im Belvedere — ſchaltete eine Dame ein — und brachte eine entſetzliche Migraine heim. Es ſind wunderbare Schätze da, aber zu viel, viel zu viel! Es greift die Nerven entſetzlich an, ich vertrage nicht mehr, als der Kunſtverein bietet, und da muß ich Bonbon-

niére und Flacon gebrauchen, denn das Anſehen der Bilder agacirt die Magennerven.

— Man braucht ja nicht das ganze Belvedere durchzunehmen — meinte Berthold — im Gegentheil höchſtens eine Schule.

— Ja, wenn man das könnte! Man macht doch gerne Alles auf einmal ab. Die Nerven ſind ſo erregt, daß es Einem unwillkürlich vorwärts drängt nach noch mehr Schönem. Wenn man durch Bewunderung und Entzücken ſo in Aufregung verſetzt iſt, kann man nicht widerſtehen, und ſo muß man ganz darauf verzichten, wenn man nicht gepanzerte Nerven beſitzt. Sie können denken, wie ſchwer dies mir, die ich ſelbſt mit Leidenſchaft male, fällt. Dafür bin ich regelmäßig im Kunſtverein.

— Im Belvedere war ich gar nie — bemerkte eine ganz junge Frau — als Mädchen durfte ich nicht gehen und nun komme ich theils nicht dazu, theils räth man mir davon ab, weil es zu angreifend ſei. Aber in Paris haben wir den Louvre fleißig beſucht. Ach, da iſt eine wunderholde Madonna des Murillo, eine Aſſumption aus dem Palaſte Soult. Ich hätte ſie tagelang anſehen mögen.

— Sie kennen doch die Murillo's der Eßterhazy-Galerie? fragte Berthold — leider ſind ſie jetzt in Peſt.

— Eßterhazy-Galerie? Nein — —

Die ältere Dame fiel ein:

— In Wien ſah ich ſie auch nicht, doch als ich im Vorjahr bei der Krönung unten war, gelang es mir mit Opfer und Mühe, für dieſen Kunſtgenuß mir eine freie Stunde abzuſtehlen. Sie ſind herrlich! Unmittelbar vor der Abreiſe eilte ich nochmals hin; bis ich mir zur ungewohnten Stunde Eintritt erbeten hatte, war eben die Zeit da, zur

Bahn zu fahren und ich mußte mich mit blutendem Herzen losreißen.

— Um dieſe Zeit — erzählte der ältere Herr — war ich in München und den ganzen lieben Tag in den Galerien. Die Pinakothek hat wirklich ſchöne Sachen. Ich habe da nach Herzensluſt ſtudirt und guſtirt von früh Morgens bis ſpät Abends. Wenn man ſich einmal ſo recht hineingelebt in das Verſtändniß der Kunſt, ſo gibt es keinen größeren, höheren Genuß auf Erden, als die Betrachtung ihrer Werke.

— Das empfand ich tiefinnig in Dresden — ſeufzte die ältere Dame.

— Und ich ſagte es meinem Manne im Louvre — lispelte die junge.

— Nur eine Frage von phyſiologiſchem Intereſſe möchte ich mir erlauben — fiel hier Berthold in den himmelnden Enthuſiasmus — wie kommt es, daß die Herrſchaften außerhalb der Grenzen ihres geliebten Vaterlandes ein ſolches Plus an Nervenſtärke aufweiſen und einer Menge Dinge fähig ſind, welche ſie ſich innerhalb desſelben verſagen müſſen?

— Das iſt doch etwas ganz Anderes — ſagte der alte Herr und ſtockte, während die junge Frau nachdenklich die Spitze ihres niedlichen Fußes betrachtete, die unter der bauſchigen Robe hervor auf dem weichen Teppich phantaſtiſche Figuren zeichnete. Nur die ältere Dame hatte auch nicht einen Augenblick die Contenance verloren und hob mißbilligend an:

— Wie wenig doch die Männer vom Nervenleben verſtehen! Es iſt unglaublich, für gewiſſe Dinge haben ſie gar keine Beobachtungsgabe. Auf Reiſen befindet man ſich in ſteter Spannung, in einer gelinden Aufregung, welche die Nerven ſtimulirt, ihnen momentan eine Stärke verleiht, welche ſie im monotonen Lauf des Alltaglebens nicht beſitzen; man

ist daher in fremdem Lande einer Anstrengung fähig, unter der man daheim zusammenbrechen würde. Beispiele ähnlicher Art zeigt uns doch das Leben genug. Ein Feldherr am Tage der Schlacht empfindet keinen Hunger, denkt nicht daran zu essen, es fällt aber doch Niemanden ein zu glauben, daß sein Magen auch für gewöhnlich kein Bedürfniß nach Nahrung empfindet. So ergeht es auch uns, die mächtige Anregung hebt uns über unseren zarten, schwachen Organismus hinaus, die Psyche siegt. Wirklich, lieber Herr Berthold, gerade als Künstler sollten sie tiefer eingehen in die vielen, feinen Schattirungen des Nervenlebens. Ich lege Ihnen das Studium in Ihrem eigenen Interesse an's Herz, nein mehr noch, im Interesse der göttlichen Kunst, die ja allein unser Leben veredelt, verklärt.

Wie gesagt, Salon W. ist ein Hôtel Rambouillet en miniatur, geistige Interessen lebhaft ventilirt in allen Ecken. Ein paar Schritte jener schönen Orchideengruppe näher wird über Literatur geplaudert.

— Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde" war ich nicht fähig zu Ende zu bringen; ich fühlte, daß ich den armen Ziegeldecker in seinem „Hangen und Bangen in schwebender Pein" nicht länger verfolgen könne, ohne daß mir die Sinne schwänden. So etwas ist für stärkere Nerven berechnet, als sie unsere Kreise aufzuweisen haben: es ist eine beinahe indiskrete Zumuthung an den Leser.

— In der That! Bei einem Ziegeldecker ist es Metier, aber wir — — —

— Gewiß soll der Dichter an die zarten Seelen seiner Leser nicht herbe und verletzend herantreten — sagte ein junger Dichterling, dessen süßliche Dichtung im flimmernden Goldschnitt unerlöst in den Auslagen prangt. — Seines

Amtes ist es, holde liebliche Bilder heraufzubeschwören, nicht den Geist durch trübe zu überschatten, zarte Organismen zu erschüttern. Darauf sollen und müssen wir bedacht sein. Unsere Devise bleibe „Heiter ist die Kunst.“ „Zwischen Himmel und Erde“ ist ein Meisterwerk, und doch fände ich nie den Muth, es einer Dame zu empfehlen.

— Victor Hugo's Notre Dame de Paris enthält auch Peinliches, aber wie ganz anders macht sich das im Französischen! Und diese glühende Phantasie, die jeden Augenblick in anderen Farben spielt. Immer zuckt ein neues Flämmchen auf, es ist so bunte Abwechslung, daß man nicht Zeit hat, von einer lang gezogenen Stimmung überwältigt zu werden. Die Franzosen verstehen das. Ich kann es Niemanden verübeln, dem unsere eintönig agacirende Weise die Nerven angreift.

— Kennen Sie Karl Beck's „Lieder vom armen Mann?“ Sie, die Sie immer zu Gaben an die Armuth bereit sind, waren gewiß durch die ergreifende Schlichtheit dieser Lieder doppelt gerührt — wandte sich ein Herr zu einer Dame, welche eben einer wohlthätigen Stiftung eine hübsche Summe gespendet.

— Ich kenne sie nur dem Namen nach. Aufrichtig gesagt, der Titel hat mich erschreckt. Ich bin, leider möchte ich sagen, so weich, daß solche Schilderungen mich tiefernst bewegen, aufreibend ergreifen. Ich gebe gerne, das Elend zu lindern, aber man verschone mein armes Herz mit seiner Schilderung, es ist ein zu getreuer Resonanzboden. Ich kann Arme und Kranke nicht sehen.

— Nun ja — sagte beiseite eine alte Dame, welche im Geruche milder Frömmigkeit und scharfer Kritik steht — sie will nur ihren Ueberfluß geben, menschliches Rühren,

Theilnahme wäre schon zu viel. Diese kalte Wohlthätigkeit ist ein Pharisäerthum, das mir die Nerven angreift.

— Also kennen Sie auch „Les Miserables“ nicht? fragte Jemand die erste Dame.

— Wer wird eine so epochemachende Erscheinung der Literatur nicht kennen? Ha, wie packend ist da Alles geschildert, wie hat mich der Schnee durchfröstelt, welcher der armen — ach wie heißt sie doch — nun Sie wissen schon, in den Rücken gleitet. Es hat mich eine schlaflose Nacht gekostet und ein ganzes Fläschchen Kirschlorbeer.

— So habe ich — bemerkte eine alte Dame — einst über den ewigen Juden einen Eimer Melissengeist verbraucht. Es war köstlich. Jetzt erscheint nichts so Packendes, Pikantes mehr, und die Deutschen verstehen es schon gar nicht zu schreiben. Ihre Langweiligkeit muß Einem die Nerven angreifen.

Von der Bildung und den Gebildeten.

Kein Begriff wird wohl so arg gemißbraucht, so häufig profanirt, als jener der Bildung. Es ist eine Devise, der wir in unserer civilisationsstolzen Zeit allenthalben und aller Augenblicke begegnen. Nicht selten prangt sie nur auf dem Aushängschilde, den abgeschliffenen Manieren; oft auch ist sie hauttief gedrungen, und gestattet oberflächliche Dinge mit so gewichtigem Aplomb zu behandeln, daß es auch eine trügerische Sicherheit Ernsteren gegenüber implicirt; hie und da hat sie sich, um mich der Sprechweise alter Aerzte zu bedienen, auf einen edleren Theil geworfen, der Verstand ist einseitig oder auch vielseitig entwickelt, aber das ethische Bewußtsein steht auf niederer Stufe, das Gemüthsleben ist

roh und unentwickelt, nur ein Kampfplatz der höchstens durch den praktischen Verstand gezügelten Leidenschaften. Die seltenste wie schönste Blüthe ist ein durch wahre Bildung harmonisch entwickelter Mensch.

Es ist erstaunlich, welche Fähigkeiten und Eigenschaften genügen, damit „die Gesellschaft" Jemandem als „gebildet" die Paßkarte vidire. In fashionablen Kreisen, welche nicht allein denken mit den Anforderungen der Zeit zu gehen, sondern sich an der Spitze derselben glauben, gilt es als Kennzeichen „des gebildeten Mannes wie er sein soll", daß er im Salon gleichzeitig den Cylinder und die Theetasse zu handhaben verstehe. Wehe dem Manne von Verdienst und Bedeutung, wenn er sich mit einem linkischen Bückling introducirt, wie viele Rigorosen er auch sieghaft bestanden, ja selbst wenn er als einer der „Unsterblichen" den Sitz einer Akademie schmückt, das Kriterium im Salon wirft ihn unbarmherzig, das Verdikt lautet: „Vielleicht ein Gelehrter, aber die eigentliche Bildung fehlt ihm doch." Der fanatische Kult der Umgangsformen, ihre Erhebung zu dem Bedeutendsten und Wichtigsten am Menschen, wird selbstverständlich am meisten von Jenen betrieben, welche nichts Anderes zu bieten vermögen. Die schale Lüge abgegriffener und geschliffener Formen ist ihr Evangelium, wer in urwüchsiger Regung sich eigene, wenn auch wahrere und bessere prägt, wird von ihnen verketzert; die Chablone verletzen, heißt *sie* verletzen, ein Frevel, der Rache heraufbeschwört: die feine Gesellschaft sitzt unerbittlich zu Gericht über den Unglücklichen, der den Muth seiner Individualität hat; seine Wahrhaftigkeit ist ihr Rohheit, seine Würde Heuchelei, sein Ernst Schwerfälligkeit, aber sie zeichnet dafür unter die Rubrik der Gebildeten alle Jene ein, welche unter der gleißenden Maske eleganter Manieren

nicht selten Flachheit und Unwissenheit, ja sogar Verworfenheit bergen. Mögen sie trügen und lügen, ihr gelten sie als unbescholten und gebildet, so lange sie keine der konventionellen Umgangsformen verletzen; sie übt ihren Ostrazismus nur gegen solche Uebelthäter. Nicht als ob der Schein täusche, aber er genügt.

In eleganten Kreisen gilt noch als Hauptingredienz der Bildung, oder eigentlich ganz simpel als diese selbst, die Kenntniß fremder Sprachen. Wer hat nicht schon unzählige Male junge Damen folgendermaßen beurtheilen hören: „Ein gebildetes Mädchen, *denn es* spricht coulant französisch, englisch, italienisch und spielt bis zur Virtuosität geläufig Klavier.“ *Was* aber die junge Dame in den drei fremden Sprachen spricht, ob vielleicht nur prätentiöse Albernheiten oder gemüthsrohe Plattheiten, das wird nicht näher untersucht, und das ist gut, denn durch eine solche Analyse würden, wie ich zu befürchten leider einigen Grund habe, die Reihen der „Gebildeten“ gewaltig gelichtet. Wenn nur der Pariser Accent in Richtigkeit ist, alles Andere ist Nebensache, auch die Handhabung der Muttersprache, mag sie noch so himmelschreiend gegen die Gebote der Grammatik verstoßen, mögen die Provinzialismen noch so üppig wuchern, und die Lautirung an Lokalnuancen kranken. Wie ja Viele weit zartere Rücksichten Fremden, als den Ihren gegenüber hegen, erlaubt man sich die salopeste Sprechweise in der Muttersprache, während man mit dem größten Aufwand an Zeit und Mühe die Schattirungen einer fremden ausdüftelt. Kommt zu dieser kostbarsten Errungenschaft noch die brillante Exekution einiger Liszt'scher oder Thalberg'scher Transscriptionen, voll schaudererregender Schwierigkeiten, dann ist das höchste Höhenmaß triumphirend erreicht und die junge Dame gilt, wie wenig

auch ihr Denkvermögen, ihr Gemüthsleben ausgebildet und geſchmückt ſein mag, als ein nachahmenswerthes Muſter weiblicher Bildung.

Jungen Männern dieſer Koterie wird gnädiglich die Fertigkeit auf dem Piano erlaſſen — ſelbſtverſtändlich bleibt jene in den fremden Sprachen obligat — aber ſie haben dafür in dem, was der Engländer ſo bezeichnend small-Talk nennt, unermüdlich Erkleckliches zu leiſten. Sie haben die Kleinmünze der Konverſation zu beſorgen, dieſe ſtets im Fluß zu erhalten; ſie dürfen nie um eine Redensart verlegen ſein, wogegen ihnen die freie Benützung aller Gemeinplätze geſtattet iſt. Zum allgemeinen Beſten Oberflächliches oberflächlich beſprechen iſt ihre wichtigſte Pflicht. Wem unter ihnen gelingt, mit Geiſt Niaiſerien zu ſagen, der iſt der König unter ihnen; fiele es Einem ein, einen wirklichen tüchtigen Gedanken zu äußern, welcher dem geiſtigen Verdauungsvermögen etwas zu thun gäbe, er würde wegen ungehörigen Betragens mißliebig, im Wiederholungsfalle aus der ſo anmuthig eleganten Salongarde ausgeſchloſſen. Neuigkeiten an den Salonluſter zu fördern, iſt der eigentlichſte Beruf dieſer gebildeten jungen Männer, und zwar möglichſt pikante, deren haut-gout durch die laxe Vortragsweiſe noch gemehrt ſtatt gemindert wird. Die Theater liefern ihnen den Hauptſtoff, nicht als ob ſie dramaturgiſche Berichte liefern, aber das Claire-obscure der Couliſſe iſt ihr Element, die Couliſſenereigniſſe der Bühnen, Börſen, Rennbahnen und Familien ſind das edle Wild, das dieſe edlen Jäger jagen. Darüber hinaus bleibt ihnen weder Zeit, Kraft noch Intereſſe. Und ſie zählen ſich allen Ernſtes und werden allen Ernſtes gezählt zu der Crême der Bevölkerung, den „Gebildeten.“ Ein Ideal, dem die Lohndiener großer Hôtels gänzlich entſprechen könnten.

Eine Stufe weiter hinauf, oder vielleicht beſſer ſocial hinab, werden die Prätenſionen umfaſſender, um ein paar Nuancen ernſter. Hier iſt man weniger befliſſen, oder vermag weniger elegant zu ſein als ſchöngeiſtig.

Emſig werden da Namen und Schlagwörter geſammelt, der Konverſationslexikon iſt der Hauptquell, aus welchem der Wiſſensdurſt geſtillt wird, Literatur, d. h. Belletriſtik, Lieblingsfeld. Was an Wiſſen leicht zu erwerben, amuſant und effektvoll wieder zu verwerthen iſt, das eignen ſich die Gebildeten dieſer Kategorie an, doch empfinden ſie nie das Bedürfniß nach gründlichen Kenntniſſen in auch nur einem oder dem anderen Fache, ſie vermögen nicht weiter als Hauttief einzudringen, ernſt an ihnen ſind nur die Prätenſionen.

Dieſe aber ſind es. Da es ihnen geglückt, viele Schlagwörter abzulauſchen, glauben ſie ſich im Beſitz alles weſentlich Wiſſenswerthen und ſitzen, durchdrungen von ihrer Bedeutung und Wichtigkeit, ernſthaft zu Gericht über Dinge, die gehörig zu würdigen das Studium eines halben Lebens erfordern würde. Apodiktiſch lautet immer ihr Urtheilsſpruch, als von einer Inſtanz, gegen die kein Appell mehr zuläſſig. Verweichlichte geiſtige Epikuräer, deren Gaumen nur mehr pikante, deren geſchwächtes Verdauungsvermögen nur leichte Koſt verträgt, geberden ſie ſich, als hätten ſie Alles gründlich approfondirt, während ſie doch überall nur genaſcht und ſich vergnügt haben, als wären ſie zum Wohle der Menſchheit auf mühevoller Miſſion geweſen. Sie rechnen ſich ihre Unterhaltung als ein Verdienſt an, das die ſtaunende Mit- und mitunter auch Nachwelt anzuerkennen und dankbar zu bewundern habe.

Es ſind das zumeiſt Menſchen, welche weitaus mehr Geiſt als Verſtand beſitzen, bei denen die Phantaſie eine

Rolle spielt im Leben. Ueberhaupt nur sehr gering mit der Fähigkeit zur Analyse ausgestattet, mangelt ihnen diese dem eigenen Ich gegenüber gänzlich; die Bedeutung, welche sie usurpiren, usurpiren sie mit Ueberzeugungseifer, voll vom seligmachenden Glauben an ihr gewichtiges Selbst, und das eben imponirt. Das Halbwissen kursirt als vollwichtige Münze und verdrängt durch seine Massenhaftigkeit die Früchte des echten. Verkehrte Anschauungen, frivoles, weil nicht genugsam begründetes Urtheil, Trugschlüsse sind der Same, welchen es ausstreut, und dafür erfreut es sich nicht selten der Popularität, steht in Ansehen und Ehren.

Zumeist kommt ihm Dialektik, eine große Leichtigkeit des Ausdruckes zu Hilfe, mit der instinktiv geschickt manch' wohlgezielter Hieb parirt, manche klaffende Blöße gedeckt wird. Die Schöngeister haben ein beneidenswerthes Talent, ihr Prestiges zu wahren, mit vagem Aesthetisiren und scharfem Kritisiren kaufen sie sich von strengem Denken und ernstem Forschen los, halten sich dabei voll Selbstbewunderung für die Crême der Gebildeten und verblenden naive Gemüther, seichte Köpf zu dem gleichen Glauben. Zu den wahrhaft Gebildeten verhalten sie sich wie die Schmarotzerpflanze zum fruchttragenden Baum.

Dann wieder gibt es Menschen, die mit Bieneneifer Kenntnisse sammeln; sie gehen dabei mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zu Werke, sie sind so gründlich, daß ihnen auch das kleinste Detail nicht entgeht, aber für den rothen Faden, der das Ganze zusammenhält, den eigentlichen Sinn, fehlt ihnen das Verständniß. Sie accumuliren, aber assimiliren nicht. Wie viel sie auch an Wissen in redlichem Bemühen sammeln, ihre Denkkraft, ihre Denkweise bleibt davon unbeeinflußt dieselbe, wenn sie nicht noch etwa unter der

Anstrengnng verschrumpft. Ihr ganzes Bemühen verleiht ihnen nur eine Tünche von Bildung, statt sie in der Wolle zu färben. Sie gehen durch's Leben, wie die mit der Bibliothek Alexanders des Großen beladenen Kameele, welche bis an die Ufer des Byßno zogen, sie tragen die Gedanken Anderer mit sich herum, ohne dadurch auf eigene gebracht zu werden. Der Sprachgebrauch vindicirt diesen unberührt durch das Wissen Gehenden gleichfalls Bildung, statt einfach ihre Kenntnisse zu registriren.

Die Antipoden der Schöngeister sind wieder all' Jene, deren Berufstüchtigkeit gründlich ausgebildet, die aber Allem, das außerhalb derselben liegt, bewußt oder unbewußt Thür und Thor verschließen. Wie häufig frappirt es Einen nicht, Männer, welche in einem Fache wahrhaft Bedeutendes leisten und somit selbst bedeutend sind, für alles Andere stumpf zu sehen. Unmöglich kann ihr kräftiger Geist, ihr durchdringender Verstand nur nach einer Richtung hin fähig sein, er ist nach den andern eben nicht ausgebildet.

Es ist erstaunlich, wie häufig selbst die Reminiscenzen an die universellere Studienzeit gänzlich verwischt sind, wie neben spezieller Gelehrsamkeit die naivste Ignoranz allem Uebrigen, oft Naheliegenden gegenüber sich zeigt, wie gänzlich der Mensch im Fachmanne untergeht. Sollte dies die unausweichliche Folge einer nothgedrungenen Zeitökonomie sein? Das kann höchstens für einige Wenige gelten, welche ihr ganzes Leben, all' ihre Kräfte einem ideellen Zwecke weihen, bei allen Andern, die, obwohl sie ihrem Berufe gewissenhaft obliegen, doch nicht in ihm auf- und untergehen, ist ein wohlklingender Vorwand, hinter dem sich Trägheit und Interessenlosigkeit birgt. Es ist die Frage, ob man einen Garten blühend nennen würde, der zwar einige farbenprächtige Blumen-

beete, oder einen fruchttragenden Baum, sonst aber nur sehr geringe Zeichen der Kultur aufzuweisen hätte. Unbestreitbar übrigens zählen diese partiell Hochgebildeten zu den nützlichsten Gliedern der Gesellschaft.

Die Damen glauben häufig, sich durch die ernstliche Pflege irgend eines anmuthigen Talentes von der ernsteren Arbeit des Denkens und anderweitigen Strebens loskaufen und dennoch vollwichtigen Anspruch auf Bildung machen zu können, und unser Sprachgebrauch ist so galant, auf diese Anschauung einzugehen.

Durchschnittlich wird jetzt die Entwickelung aller intellektuellen Fähigkeiten sorgsamst betrieben, dafür aber überläßt man das ethische und Gemüthsleben sorglos dem Spiel der Leidenschaften oder dem Einfluß des Zufalls. Dennoch stimmt es bei dem „gebildeten Menschen“ übel, wenn hochgradig entwickelte Geisteskräfte, zum Wissen geläuterte Kenntnisse mit Gemüthsrohheit und Cynismus Hand in Hand gehen, ein Fall, den uns die Erfahrung leider als nicht selten kennen lehrt.

Die wohlthätigsten Erscheinungen, welchen man auf dem Lebenswege begegnet, sind nicht eben die glänzendsten, an denen irgend eine Eigenschaft alles Andere überstrahlend hervorleuchtet, sondern jene, die, wenn auch ohne besondere Begabung, harmonisch entwickelt sind, in welchen alle Fähigkeiten gleichmäßig entwickelt zu einem schönen Einklang stimmen, wo die Ausbildung, jeder Befähigung und Stellung anpassend, eine gleichmäßige, sich über das ganze Wesen erstreckende ist, was besondere Fachkenntnisse natürlich nicht ausschließen kann und darf. Einzelne Phänomene, denen es eben würdiger Ernst ist mit dem Leben, beweisen, daß dieses Ideal durchführbar ist.

Vom Reiſen und von Reiſenden.

Schon zeigt ſich allenthalben die Centifolia Bädeckeriana, noch ein, zwei Wochen und ſie ſteht in vollſter Blüthe und überſchwemmt mit ihrem grellen Roth alle irgend ſehenswerthen Orte und Plätze. Sie iſt eine der komfortabelſten Erfindungen; ſie als ſchützender Talisman in der Hand, wagt ſich der ungelenkſte Spießbürger in die weite, ſchauervoll lockende Fremde. Wie der patentirte Schwimmgürtel auch den Schwimmunkundigſten, trotz ungeſchickten Zappelns, glücklich an der Oberfläche der Fluth hält, ſo ſorgt das Reiſehandbuch dafür, daß der ſich gläubig ihm Anvertrauende nicht von der ſichern, breiten Heerſtraße abweiche, es behütet und lenkt ihn geiſtig wie leiblich.

Wenn man ehedem etliche Reiſende ſprach, welche dieſelben Stätten und Städte beſucht hatten, ſo empfing man ſo viel verſchiedenartig gefärbte Bilder derſelben als Individuen darüber referirten. Der Eine hob Dies, der Andere Jenes hervor; eine Auffaſſung legte den Schwerpunkt auf dieſes, eine andere auf jenes Moment, es war gewiſſermaßen zwar die Aufnahme desſelben Ortes, aber von verſchiedenen Standpunkten aus. Jeder Erzählende gab ein Stück ſeiner Individualität in dem Berichte, den er lieferte; indem er den einen Punkt markirte, den andern, an ſich vielleicht ebenſo wichtigen, ignorirte, legte er charakteriſtiſch ſein Intereſſe, ſein Auffaſſungsvermögen bloß. Das hat ſich geändert. Dieſe, regelrechte Gemüther chocirende Mannigfaltigkeit iſt nun glücklich zur glatteſten Gleichförmigkeit nivellirt, und das hat mit ſeinen Büchern der Bädecker gethan.

Für uns Deutſche iſt Bädecker ein Begriffswort geworden, der Sammelname, unter dem wir alle Reiſehand-

bücher, Guides de voyages, Guides books etc. zuſam-faſſen, von welchem Verfaſſer immer ſie gedichtet ſein mögen. Es wäre kein Wunder, wenn in unſerer reiſe- und monu-mentwüthigen Zeit dem großen Manne, der zuerſt uns das Reiſen leicht gemacht, ein Denkmal geſetzt würde. Ja, es iſt ſogar ſchwarzer, nationaler Undank, wenn wir es unter-laſſen, denn Tauſende und aber Tauſende ſind in ſeiner Gehſchule in behaglicher Sicherheit durch Europa gewandert, haben durch ihn die beſten Hôtels kennen gelernt und ihre Kunſteindrücke empfangen.

Dieſes Rothbuch iſt das Evangelium der meiſten mo-dernen Reiſenden, an das ſie ſich mit der treueſten Gewiſſen-haftigkeit halten, das allen ihren Bedürfniſſen entſpricht. Früher gab es Pedanten, welche, ehe ſie ein Land beſuchten, dickbändige Werke darüber laſen; kaum hat zu jener Zeit irgend ein deutſcher Pilger den Fuß über die Alpen geſetzt, ohne mindeſtens Göthe's italieniſche Reiſe geleſen zu haben, heute genügt es ihm den Bädecker zu durchblättern, und er fühlt ſich dem fremden Lande und Volke, ſeinen Kunſtſchätzen gegenüber mit Kenntniſſen genugſam ausgerüſtet.

Und wie vieler Mühe, Sorge und Unſchlüſſigkeit iſt er dadurch überhoben! Er iſt nicht im geringſten Zweifel mehr, was zu beſichtigen ſei. Schwarz auf weiß iſt ihm ſein Weg vorgezeichnet, er weiß, was obligat zu bewundern iſt, ja, die Größe der Druckſchrift gibt ihm ſogar einen diskreten Wink über die Intenſität dieſer Bewunderung, er kreszendirt ſein Empfinden nach dem Maßſtab des Druckes.

Dank dieſen koſtbaren Führern ſind aber auch d Reiſeeindrücke von einer rührenden Uebereinſtimmung. Wer man ein paar Dutzend Reiſende über denſelben Punkt v nimmt, iſt man nicht im Geringſten mehr in Gefahr, d

die mancherlei Berichte verwirrt zu werden; Alle entwerfen sie viribus unitis Ein Bild, die Lichter sitzen alle auf einer und derselben Stelle, keine Sehenswürdigkeit ist ihrer Gewissenhaftigkeit und Bewunderung entgangen.

Ja, noch einen großen, großen Vortheil bieten diese Reisehandbücher, und ihn zum Besten dem Leser mitzutheilen, will ich sogar mein Gewissen mit einer Indiskretion belasten. Einer meiner Bekannten, der sich leider eben keines Ueberflusses an schnödem Mammon erfreut, überraschte mich vor etlichen Herbsten angenehm mit der Nachricht, daß er Urlaub genommen, und eine Lustreise antreten würde. Belgien, Frankreich und die Schweiz würde er gemächlich exploitiren. Aufrichtig freute ich mich der Erholung des Guten und begleitete ihn manchmal in Gedanken auf seinen Fahrten. Da führte mich eines schönen Tages die Jagdlust in ein fernes, abgelegenes Thal. Einige Tage schon hatte ich kein kulturbelecktes Wesen gesehen — die Bewohner jener Gegenden lehnen diesen Verdacht gründlich ab — und das Wild lockte mich immer tiefer nach in die Wälder. Da blickte mir plötzlich unter düstern Föhren ein grelles Roth entgegen. Es war eine Centifolia Baedeckeriana, und die Hand, welche sie hielt, jene meines Bekannten, den ich eben auf den Boulevards lustwandelnd glaubte.

Meine Verwunderung war groß, doch seine Bestürzung größer. Ich empfing nun eine Generalbeichte. Heutzutage, wo Alles reise, und das alte Sprichwort: „Bleibe daheim und nähre Dich redlich“ an beiden Enden ein Loch bekommen habe, sei es kaum mehr möglich, in besserer Gesellschaft anständig und ebenbürtig zu verkehren, wenn man über die Grenzen seines geliebten Vater- oder gar Kronlandes nicht hinausgekommen sei. Man sei ein Paria in der guten

Gesellschaft, wenn man nicht zum mindesten einmal das Macadam von Paris getreten, sich auf dem Rigi und der Jungfrau begeistert, auf dem mér dé glace bei Chamonnix einen Schnupfen geholt. Jahrelange habe er es ertragen, unter lauter Erzählenden der stumme Hörer zu sein. Jeder habe sich mit seinen Berichten an ihn gewendet, als den Einzigen, dem sie noch Neues böten; da habe er die Demüthigung nicht länger ertragen und beschlossen, da seine Mittel nicht ausreichten, mit Hilfe des Schutzgeistes aller Reisenden, den wahrhaft zu kanonisirenden Baedecker, eine Reise zu fingiren. Vier Wochen schon verbringe er in dieser Waldeseinsamkeit und dem Studium des Rothbuches und noch vier weitere werde er damit verbringen. Selbst in seinen Kindertagen habe er so emsig nicht auswendig gelernt, schon könne er das Buch von vorne ohne stecken zu bleiben hersagen, nur von rückwärts oder stellenweise herausgerissen, gehe es noch nicht, werde aber bis zum Schluß der Ferien sicher gelingen. Er beschwor mich nicht zu verrathen, was der Zufall mir entdeckt, seine Carrière in fashionablen Kreisen hänge von dem Gelingen seines Planes ab.

Im nächsten Winter sprach man viel von B . s Reise; das sei einmal ein Mann, der wirklich mit Nutzen auf Reisen gewesen sei; nichts irgend Bemerkenswerthes sei ihm entgangen, das Kleine wie das Große habe sich ihm eingeprägt; wer dieselbe Tour zu machen gedenke, könne nichts Besseres thun, als sich bei ihm Rath erholen: er könne Auskunft geben über All' und Jedes, nicht allein Sehenswürdigkeiten, auch Distanzen und Preise habe sein merkwürdiges Gedächtniß so wohl behalten, daß er selten nur in seinem reichbeschriebenen Memorandum nachzusehen brauche. Und mit welcher Begeisterung er von den Naturschönheiten und Kunst-

schätzen spreche. es sei ein Vergnügen, wie belehrend, dem Manne zuzuhören. Mitunter, wenn ich einen Salon betrat, fand ich meinen guten B. perorirend; Anfangs wurde er verlegen und warf mir einen flehenden Blick zu, allmälig wurde er jedoch sicherer und durch meine Gegenwart nicht mehr gestört, ja heuer ertheilte er mir selbst aus seinen Reise-Erfahrungen guten Rath, weßhalb ich mich meines Versprechens absoluter Geheimhaltung wohl entbunden glauben darf, da er nun so fest in der Vorstellung befangen ist, die Reise wirklich gemacht zu haben, daß er sich selbst in dieser Schilderung kaum erkennen wird. Jedenfalls eine ökonomische und bequeme Art, die Welt zu sehen.

Doch scheinen selbst Baedeckers väterliche Rathschläge und Warnungen noch nicht für populär genug gehalten zu werden. Wenigstens finden wir in einem sonst streng wissenschaftlich gehaltenen medizinischen Fachblatte — etwa Neugierigen sei bemerkt in einem früheren Jahrgang — bei Erzählung der Beobachtungen seiner fachwissenschaftlichen Reise durch Frankreich, an werthe Kollegen, welche dieselbe Tour vorhatten, die Bemerkung geknüpft: „daß es zweckdienlich sei, wenn man nach Frankreich gehe, der französischen Sprache kundig zu sein, daß man, ehe man die Reise antrete, sich mit Geld und einem Passe zu versehen habe.“ So vorsichtig wie dieser Herr Doktor ist nicht einmal der vorbedachte Baedecker, obwohl er es doch auch mit vielen unstudirten Menschen zu thun hat.

Man schuldet die Eisenbahnen an, die Poesie des Reisens gemeuchelt zu haben! Wer sich je von Berlin über Oderberg nach Wien begeben, wird bezeugen, daß eben die Eile, mit welcher man diese trostlos eintönige und öde Strecke durchbraust, die einzige Poesie ist, welche ihr abzugewinnen;

in ſchönen Gegenden ſteht es Jedem frei, Halt zu machen, und wie viele ſchöne Gegenden ſind nicht durch die Bahnen erſt zugänglich gemacht worden! Für die Poeſie der Poſtwagen und Lohnkutſchen plaidiren nur Jene, welche ſie nie benützt haben.

Ebenſo ungerecht wäre es, die Reiſehandbücher dieſes Mordes anzuklagen, ſie ſind an ſich ganz gut und praktiſch, nur ihr Gebrauch iſt böſe. Die Poeſie lag eben früher ſo wenig wie jetzt im Reiſen, ſondern in den Reiſenden, die Thatſächlichkeit hat ſie auf dieſem Gebiete wie auf ſo vielen anderen verdrängt, und Komfort iſt die Hauptbedingung auch für das ſeeliſche Wohlbehagen unſerer wiſſensdurſtigen Touriſten. Der gute Seume wird als ein ſonderbarer Schwärmer verlacht, Fußreiſen ſind höchſtens für unbemittelte Studenten noch gut. Auch kann es Einem doch auf der Reiſe ſo wenig wie im Leben einfallen, von der breitgetretenen Heerſtraße abzuweichen! Die Naturſchönheiten bewundert man vom weichgepolſterten Wagen aus, den man höchſtens in der Schweiz gelegentlich verläßt, das iſt das einzige Plätzchen in Europa, in dem, Dank den Engländern, einige Strapaz faſhionabel iſt, und die Kunſtſchätze an der Seite eines Lohndieners oder eines Papagei ähnlichen Kaſtellans. Dann beſucht man noch die Theater, ſpeiſt bei den vorzüglichſten Reſtaurants, ißt Eis in den eleganteſten Café's und hat nun Land und Leute gründlich kennen gelernt. Nach dieſem Rezept genügen acht Tage, eine Weltſtadt durchzumachen. Was macht es, wenn man von Mabille nach Père la Chaiſe eilt, wenn eine Galerie den Eindruck der anderen verwiſcht? Eine Nachleſe im Baedecker bringt das Alles wieder in Ordnung, und man kann regelrecht über das Geſchehene referiren, ohne einer Blamage ausgeſetzt zu ſein. Von den Vielen, welche

in Belgien, Paris, der Schweiz gewesen, hat Keiner den guten Baedecker auf einer Lücke oder Abweichung ertappt, im Gegentheile, er hat Manchen ergänzt. Das Schlinggewächs, das sich um das solid ausgearbeitete Gerüste rankt, liefern die Pariser Feuilletons, und die Fälschung ist wirklich schwer zu entdecken.

Wieder denkt alle Welt an das Reisen, wieder ist der Absatz an Baedeckers und Konsorten ein ungeheuerer und die rothen Bücher tauchen an allen Ecken und Enden auf, uns wißbegierige Fremde kennzeichnend. Nach den Planen finden sie sich in dem Straßengewirr prächtig zurecht und machen an jeder bezeichneten Stelle mit offenem Buche und Munde Halt. Für sie gibt es kein auf Entdeckungen Umherirren, keine Ueberraschungen mehr, sie kennen jeden Eindruck, den sie empfangen sollen, im Voraus und suchen keine andere. Es ist mehr Arbeit und Pflichterfüllung als Genuß das Reisen, wie es heutzutage betrieben wird. Man geht der Unmittelbarkeit des Eindruckes sorgsam aus dem Wege.

Bei einer Reise die Donau hinunter wunderte und ärgerte ich mich, eine Dame den ganzen Tag über in Lektüre versunken in der Kajüte zu sehen. Da das Wetter so schön war wie sie selbst, war kein Grund vorhanden, das Verdeck zu meiden. Die Lektüre mußte besonders anziehend sein; beneidenswerther Autor! Was mochte es sein? Eine Beschreibung der Donaugegenden, welche wir eben passirten, war es, und die Dame machte die Reise zum ersten Male.

Baedecker's Erfindung verdiente patentirt zu werden, sie spart Geld, Zeit, Mühe und der Nutzen dürfte in vielen Fällen derselbe sein.

Von Advokaten und Solchen, die es werden wollen.

— Niemand kann mehr als ich es thue, die freiheitliche Entwickelung gefördert wünschen. Ich habe es sicherlich durch Wort und That genugsam bewiesen. Aber mit Weisheit, mit Bedacht muß man vorgehen; Ueberstürzung hat nimmer Gedeihen, wohl aber schon maßloses Unheil gebracht — sagte in trübem Tone ein Herr, der ohngefähr ein halbes Jahrhundert auf seinen Schultern tragen mochte.

Ihm gegenüber, im Bogenfenster des Kaffeehauses, saß ein Mann in der zweiten Hälfte der Dreißiger. Der gelbliche Schimmer seines Teints verrieth Erregbarkeit der Galle, der düstere Blick Weltschmerz, die festgekniffenen Lippen sichtliche Entrüstung. Er stieß ungeduldig hervor:

— Freiheitliche Entwickelung! Im Sturmlauf nach Macht von Unten, nach Popularität von Oben überspringt man in einem mächtigen Satze die naturgemäße Entwickelung und nicht selten auch die Freiheit mit. Die echte, wahre Freiheit nämlich. Worin besteht diese? Im gleichen Rechte für Alle. Und dieses? Darin, daß jedem Einzelnen sein wohlerworbenes Recht ungeschädigt gesichert sei. Wo aber ist mein wohlerworbenes Recht ungeschädigt gesichert, wenn so gut wie ich, der ich seit dreizehn Jahren als Konzipient fungire, jeder Milchbart in der Praxis, der kaum die halbe Zeit erst sich praktische Erfahrung gesammelt, seine Kanzlei errichten darf? Ist das Recht, daß man mich um meinen rechtlich erworbenen Vorsprung bringt? Oh über die Sophisterei der Redehelden!

— Nun, lieber Freund, an sich ist die Freigebung der Advokatur ganz in der Ordnung, das erkennen wir ja Alle an. Es fällt uns ja nicht im Traume ein, dagegen zu sein,

nur hätte man die Sache geſchickt anbahnen, nicht ſo voreilig mit einem Rucke entſcheiden ſollen. Ein Uebergangsſtadium von zehn bis fünfzehn Jahren — meinte der Fünfziger, Dr. N., ein bekannter Advokat — hätte das Ganze in's rechte Geleiſe gebracht. Im Prinzip iſt gar Niemand dagegen, ſelbſt Jene, welche gegen den Antrag ſprachen, waren es, nach ihrem eigenen Geſtändniß, nicht, aber die Sache ſollte zu ihrem eigenen Beſten, erſt bei voller Reife, Ausarbeitung des Disziplinargeſetzes u. ſ. w., in Szene geſetzt werden. Nun iſt man mit dem Kopf durch die Wand gerennt, und was wird die Folge ſein? Ein neues Proletariat. Der Staatsdienſt iſt ſo wenig lockend, daß ſich nun noch mehr Jünger der Themis der Advokatie widmen werden. Wir werden binnen etlichen Jahren in jedem Haus eine Kanzlei etablirt ſehen. Ja, mein Freund. Sie ſind etwas zu ſpät oder zu früh zur Welt gekommen. Eigentlich iſt es, aufrichtig geſtanden, eine Schande, der Reichsrath hätte viel Wichtigeres zu berathen und in's Leben zu rufen gehabt. Militär-, Finanz-, konfeſſionelle Fragen wären gewiß dringender zu behandeln — aber, weil man damit nicht vorwärts kommt, beſticht man die öffentliche Meinung durch ſcheinbare Akte des Liberalismus.

— Man opfert Hekatomben, um den ſüßen Weihrauch der Popularität in vollen Zügen einzuziehen — bemerkte der Neſtor unter den Konzipienten, grimmig ein Gläschen Cognac als chasse-café hinabſtürzend. — Sie haben ganz Recht, jedes Haus wird eine Kanzlei aufweiſen und die Folge ſo maßloſer Konkurrenz muß Charlatanerie ſein.

— Natürlich! Zunächſt aber bedauere ich das Publikum — bemerkte menſchenfreundlich der Advokat. — Die jungen Leute werden in ihrem Eifer, ſich lieblich und beliebt

zu machen, Alles überstürzen, es wird eine Konfusion um die andere geben, der Thurmbau von Babel war eine Kleinigkeit dagegen. Die neugebackenen Advokaten werden in ihrem Feuereifer glauben, die Aemter drängen zu können, diese sind nicht aus der üblichen Contenance zu bringen und so werden Konflikte heraufbeschworen, welche der Regierung arge Verlegenheiten bereiten können und unter denen schließlich doch nur wieder das Publikum leidet, das übrigens, alles Taktes bar, sich immer mit Vorliebe an die Ferſen der Neulinge hängt. Bei uns herrscht doch immer eine seltsame Mischung von Schlendrian und Ueberstürzung. Wie Vieles wird auf die lange Bank gezogen und gerade diese Freigebung muß so mir nichts dir nichts im Handumwenden entschieden werden, als wäre sie nicht von den weittragendsten Folgen. Bei der kommenden Advokatenüberschwemmung wird Jeder, um Klienten zu gewinnen, alle erdenklichen Anstrengungen machen, die Aufmerksamkeit eines P. T. Publikums auf sich zu ziehen. Am besten gelingt das als Redner in den verschiedenen Versammlungen und Vereinen, die jungen Leute, noch Brauseköpfe und Heißsporns, werden einander und den Liberalismus überbieten! Die Regierung organisirt mit dieser Maßregel ein Demagogenkorps, ohne es in ihrer Unschuld zu ahnen, und doch sind Leute von Fach darunter! Ja, ja! Damit erhob er sich, die feinblauen Rauchwirbel seiner Regalia mit ominösem Kopfschütteln betrachtend.

— Noch einen Augenblick — bat der Konzipient, ein Papyros in brauner Hülse entzündend — und mein Recht, mein Recht? Dreizehn Jahre lang habe ich wie Erzvater Jakob um die Regalia, will sagen um die Rahel gedient, und nun, da mir der Lohn werden soll, bekomme ich Lea

und die Rahel ist auf immer verloren! Sie haben gut philosophiren, aber ich will mein Recht, mein Recht!

— Das hat Shylock auch gewollt und es hat ihm zu nichts mehr verholfen, als dem Mitleid einer Engländerin. The poor man is wronged! Ich weiß nicht, ob Sie eine ebenso einsichtsvolle Oesterreicherin finden werden. Die Damen halten es meist mit der jungen Garde, allen Neuerungen und Umwälzungen. Unser Rechtsleben tritt in eine neue Phase, die jungen Himmelstürmer werden Alles über's Knie brechen wollen; das wird ein Hasten und Jagen sein, eine Rechtspflege ohne Würde! Kein Zweifel, die Advokatur mußte freigegeben werden, aber jetzt war noch nicht der rechte Augenblick dazu, man hätte die Konsolidirung unserer Verhältnisse abwarten müssen, in zehn, fünfzehn Jahren ungefähr! — —

Damit entfernten sich die Mißmuthigen, in ihrem Eifer mit ein paar Tischen und Stühlen karambolirend. Dieser lärmende Abgang hatte an einem anderen Tische die Aufmerksamkeit erregt. Ein alter Herr, der in seinem ganzen Habitus, wie wohlarrondirtem blühenden Gesicht von biederem Ausdruck das schon zur Seltenheit gewordene Gepräge des Wiener Bürgers trug, bemerkte:

— Dr. N. macht heute ein sauersüßes Gesicht! Glaub's wohl. Die Herren haben gemeint, ein paar Dutzend unter ihnen dürften sich die ganze Stadt theilen. Jeder ging seinen behäbigen und kostbaren Schlendrian, weil er wußte, daß es die anderen Herren Konfratres auch nicht anders thun. Ich habe die Furcht vor den Advokaten schon von meinem Vater selig überkommen. Der hat einen sauberen Respekt vor den Herren gehabt, er hat bei einem Prozeß, den er glänzend gewonnen, sein halbes Vermögen verloren. Ich erinner' mich

noch ganz gut, wenn ich damals auch erſt noch ein ganz kleines Buberl war, wie wir anno 9 Einquartirung bekommen haben. Die ſelige Mutter hat ſchrecklich gejammert; zwölf Mann Einquartirung im Haus, aber der Vater hat ſie ganz fidel getröſtet: „Beſſer ein Dutzend Franzoſen als Ein Advokat!“

— Die Herren haben's ein Bischen arg getrieben — bemerkte ein Anderer. — Sie haben ſich ja einen Krenn gegeben, wie ein Paſcha von drei Roßſchweifen. Ihre Konſultationen haben wie Audienzen ausgeſehen, es hätte nothgethan ihnen Kratzfüße zu machen, und ſie wie um eine Gnade zu bitten, daß ſie ihr Geſchäft zu ihrem eigenen Nutzen, und ſehr guten Nutzen ausüben. Für die Aufhebung der Zünfte, da haben ſie ſich mit Courage in's Zeug gelegt, obwohl mancher brave Mann darüber zu Grunde gegangen iſt — nun ich will nichts dagegen ſagen — aber bei Einführung des Notariats haben ſie ſchon gethan, als müßte die Welt zu Grunde gehen. Seitdem ſind ſie auch ſchon etwas manierlicher und leutſeliger geworden, jetzt werden ſie auf ihre alten Tage gar noch human und liebenswürdig werden müſſen.

— Die Bureaukratie — warf ein Herr mit einem Bändchen im Knopfloch ein — war immer das todtgehetzte Stichblatt der Advokaten, bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit zogen ſie mit ihrer Rabuliſterei dagegen zu Felde; eine bequeme Manier, ſich Popularität zu verſchaffen, und doch haben ſie ſelber untereinander eine ganz hübſche Bureaukratie gebildet. Ihr Kanzleiſtyl und Gang hat zum Mindeſten ein ebenſo anſehnliches Zöpflein als jener unſer vielverſchrieenen Bureaux und was eine Sache auf die lange Bank ziehen anbelangt, ſo waren die Herren Rechts- und

Volksfreunde nicht nur gute Kollaboratoren unserer Gerichte, sondern haben noch aus Eigenem ein Erkleckliches dazugethan. Und an Barschheit haben sie mit jedem Stadthauptmann zur Belagerungszeit ebenbürtig gewetteifert. Bei uns wird durch mahnende und ermahnende Rundschreiben der Regierung der Unschuldige wie der allenfalls Schuldige gemaßregelt und Dank den Zeitungen in pleno publico, zu Hohn und Freude der skandalsüchtigen Menge, wie ein Schulknabe zu Betriebsamkeit und Höflichkeit aufgefordert, daran haben die Herren ihre Freude, aber ihre Betriebsamkeit und Höflichkeit hätte wahrlich auch manches Spornes bedurft. Nun die Freigebung dürfte ein ordentlicher Sporn sein.

— Was die Hauptsache ist — meinte ein Anderer — sie ist ein Akt der Gerechtigkeit. Das eingehend zu erklären, ist wahrhaftig nicht mehr nothwendig, aber das Herz lacht mir für die armen jungen Leute, die Konzipienten, die jetzt in ihren schönsten Jahren und mit ihren besten Kräften wahre Sklavendienste verrichtet haben. Zwölf Jahre für einen Anderen arbeiten und es sich schließlich als Glück anrechnen für irgend ein entlegenes Nest ernannt zu werden, je nach Willkür und Protektion, war kein sehr reizendes Loos. Sehen wir nun die Advokaten an! Sie sitzen in ihrem Sanktum, durch verhängte Thüre von dem eigentlichen Arbeitsraume behaglich abgeschlossen. Der Konzipient nimmt die Parteien in Empfang und hat sie wo möglich abzuthun, nur die gewichtigeren werden in das Heiligthum selbst ein- und vor das Angesicht des Herrn Doktor gelassen, und sie finden ihn unfehlbar in dem Genusse seiner Cigarre und das Studium der Zeitungen vertieft, aus dem er sich mit Würde und leichtem Gähnen seinem Klienten zuwendet. Doch sind es nur ganz wenige Stunden im Tage, in denen man dieses

Glückes theilhaft werden, und den Rechtsfreund, dem man vertrauensvoll seine Angelegenheit übergeben hat, höchstselbst sprechen kann. Im Sommer kann er sich von dem Genusse seiner Villeggiatur gar nicht losreißen und kommt nur selten zur Stadt, oder verläßt sie auf einige Monate gänzlich. Während all' dieser Zeit arbeitet der erste Konzipient unausgesetzt, er ist für jedes Versehen verantwortlich, aber das glänzendste Gelingen geht spurlos an ihm vorüber. Er muß immer zur Stelle sein, obwohl er jede Tagsatzung einzuhalten hat, und wenn er eine ganze Angelegenheit sorgsam ausgearbeitet, wenn der Sieg erfochten ist, dann stellt sich der Chef lächelnd an die Spitze und streicht die Lorbeeren und Banknoten eigenhändig ein. Natürlich gibt es immer und überall Ausnahmen, aber im Allgemeinen war das Wirken der Advokaten und Konzipienten nicht viribus unitis, keine Theilung der Arbeit und keine Theilung des Gewinnes. Jeder neue Advokat rächte sich für seine Konzipientenzeit, indem er seinen ehemaligen Chef kopirte. Dabei war den jungen Leuten der Gehalt so knapp zugemessen, daß sie eben nothdürftig die Allüren des Gentleman aufrecht halten konnten. Für etliche Lehrjahre geht das, aber für ein ganzes Dutzend, und darüber gerade das schönste Stück Leben, ist es zu viel.

— Sie haben wahrhaftig recht — lachte der Bürger — aber ich weiß doch eine Gelegenheit, wo die Herren Doktores mit ihrer Gegenwart in der Kanzlei recht splendid und auch ganz charmant waren. So z. B. vor einer Wahl in den Gemeinderath und in ähnlichen Fällen, da haben sie Alles selber in die Hand genommen und über die Langsamkeit der Gerichte losgezogen, die man zwingen müsse und werde, von dringender Eile und emsigem Betreiben gespro-

chen. Später haben sie freilich wieder die Achseln gezuckt, wenn man an die Eile erinnert hat und gemeint, gegen den Strom könne man nicht schwimmen. Nun ich hab' mein Geschäft auch auf die Konkurrenz herrichten müssen, muß auch schöner und doch billiger arbeiten, können sie auch g'schwinder werden und ihre Expensnoten ein Bisl beschneiden. Hab' ich den Schaden von der Konkurrenz, will ich auch den Nutzen davon haben.

— Die Konkurrenz wird nicht ausbleiben, stehen uns doch ganze Heuschreckenschwärme aus den Provinzen, namentlich aus Galizien bevor. Alles glaubt ja immer, in Wien ein Eldorado zu finden. Nun, ins Himmelsnamen! wie bei den Medizinern werden die tüchtigen Köpfe schon ihren Weg machen, und die Klienten fahren jedenfalls besser und höflicher.

— Entschuldigen Sie — mischte sich ein Nebensitzender ein — aber Sie sagen der Trockenheit und Barschheit dieser Herren so Böses nach, nun ich muß gestehen, ich finde ihre Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit noch weit schlimmer und gefährlicher. Bei einer Konsultation mit einem Rechtsfreunde wurde ausgemacht, daß ich Nachmittag eine Schrift, welche er aufsetzen ließ, holen lassen könne. Meine Frau machte zu dieser Zeit im selben Hause einen Besuch und ich bat sie, das Dokument mitzunehmen. Als sie es brachte, erzählte sie, der Doktor habe es ihr selbst gegeben sei sehr freundlich gewesen und habe nach den Kindern, unserer Landwohnung 2c. gefragt. Zu Neujahr fand ich auf meiner Expensnote: Unterredung mit Frau X. 2 fl. Nach der Freigebung dürften solche Fälle, wie dieses Faktum, kaum mehr vorkommen.

Im Omnibus.

Oefter ſchon wurde der Omnibus das Symbol der Demokratie genannt, und in der That hat ſeine nivellirende Tendenz die Fuſion jener Stände, in welchen man ſo unvorſichtig iſt, ohne Equipage zur Welt zu kommen, ſchon glücklich herbeigeführt, für Momente mindeſtens. Allerdings wird dieſe Fuſion von dem ſich vornehmer dünkenden Theil nicht immer de bone grace vollzogen und die mannigfache Art, wie die Fahrgäſte der Stellwagen ſich geberden, iſt für den Beobachter höchſt ergötzlich. Jedenfalls aber beweiſet Wien durch ſeine reich, wenn auch nicht immer ſchön entwickelte Omnibusblüthe, daß es an Liberalismus um etliche tüchtige Pferdelängen dem feudalen Prag voran iſt, in dem ein ſolches Unternehmen eingehen mußte, weil die Wenigen, welche den Muth beſaßen, das plebejiſche Gefährt zu beſteigen, von ihren zu Fuß gehenden Mitbürgern derart ausgelacht und gehöhnt wurden, daß auch ſie wieder es vorzogen, auf Schuſters Rappen ihren Weg zurückzulegen.

Bei uns iſt man weit weniger exkluſiv, und gar Mancher und Manche, welche ſich dieſes unfaſhionablen Vehikels bedienen, werden nur durch die Furcht, mit der Impertinenz taxfeindlicher Fiaker und Comfortables in Konflikt zu kommen, von dem Gebrauch der letzgenannten Gefährte zurückgehalten. Der Omnibus iſt bei uns ein ſo natürliches Verkehrsmittel geworden, daß es Niemand mehr einfällt, bei ſeiner Benützung an Verſchämtheit zu laboriren; ſogar die rigoroſe, elegante Welt fühlt ſich nicht zum Oſtrazismus verpflichtet, wenn eines ihrer Glieder durch Zufall oder Laune dieſes Symbol der Gleichheit mit ſeiner Anweſenheit beehrt,

besonders seit uns aus Paris die Kunde geworden, daß sogar blaublütigste Besitzer prachtvoller Vollblutpferde sich den Spaß machen, seine Imperiale zu erklimmen, um sich das Straßentreiben in der Vogelperspektive zu betrachten.

Das schließt aber wieder nicht aus, daß sich Manche dieses Verkehrsmittels mit einer höchst komischen Miene der Herablassung bedienen. Namentlich im internen Stadtverkehr werden hier die verschiedenartigsten sozialen Elemente zusammengewürfelt. Jedem ist es nur darum zu thun sein Ziel zu erreichen, und er stürzt sich kopfüber in den menschlichen Transportwagen, ohne erst seine früheren Insassen zu inspiziren. Wozu auch? Es ist ja nur ein Nebeneinander, kein Miteinander.

Da sitzt in einer Ecke eine wohlarrondirte Frau von gemüthlichstem Aussehen, sie rückt freundlich ihre schwergefüllte Handtasche, dem zappelnden Knäblein, das ihr vis-á-vis auf dem Schooße hält, mehr Raum zu gönnen. Dafür aber wird die Mutter nach Alter und Beschaffenheit ihres Sprößlings mit einer Genauigkeit inquirirt, als gälte es das Wohl des Staates, erhält aber zum Lohne auch eine Menge praktische Lehren über die physische Erziehung des kleinen Weltbürgers, zahllose Vorsichtsmaßregeln bei und Mittel gegen Krampfhusten, Masern, Scharlach u. s. w. meist mit Warnungen gegen die Aerzte und ihre moderne Behandlungsweise gewürzt. In Ermanglung der Anwesenheit von Kindern weiß sie auf andere Art ein Gespräch anzuknüpfen, Herren werden um die Uhr, oder Neubauten befragt, und zu heftigen Aeußerungen gegen den langsam im Schritte fahrenden Kutscher aufgehetzt, Frauen in erster Instanz um die Quelle befragt, aus welcher sie diesen Hut, jenen Mantel bezogen, in zweiter um den Preis dieser Kleidungsstücke, woran

ſich eine ſalbungsvolle Bemerkung über die herrſchende Mode knüpft.

Die Antipodin dieſer wohlwollenden Vertreterin des tiers-ètats, und ſo unfehlbar wie dieſe in jedem Omnibus zu finden, iſt eine hagere Dame von mürriſch gelbem Antlitz, die jeden eben ſo berechtigten Fahrgaſt, als ſie ſelbſt iſt, mit Indignation wie einen frechen Eindringling mißt und ſich bemüht, für ihr Geld möglichſt viel Platz einzunehmen. Nichts in der Welt kann ſie bewegen zu rücken, und ſie benützt jede Gelegenheit, ihrem Mißvergnügen in ſcharfen Worten, mit noch ſchärferem Tone Ausdruck zu geben. Sind Kinder im Wagen, ſo könnte ihr Geſichtsausdruck für jeden Maler, der einen Herodes auszuführen gedenkt, eine lehrreiche Studie ſein.

Wie verdutzt blickt jener griesgrämig ausſehende Herr, der die Fahrt zum Zeitungsleſen benützen wollte, da er nun von der dicken Frau unter Berufung auf „ihr“ Blatt über Tagesneuigkeiten interpellirt wird. In der erſten Uebertumplung ſteht er Rede und Antwort, alsbald aber reißt der dünne Faden ſeiner Geduld und — die Tage ſeiner Ritterlichkeit ſind längſt vorüber — er begnügt ſich, mit durch alle Nuancen geräusperten Hm's den Dialog zu ergänzen. Dagegen iſt ein älterer Herr recht geſprächig, er erzählt von ſeiner grünen Zeit und macht harmloſe, wenn auch nicht feine Späße, welche nur an der hageren Dame und dem Zeitungsleſer ohne den Widerſchein eines Lächelns abgleiten. Beſonders nimmt er Frauen ohne Hut und in Halbhandſchuhen unter ſeine gutmüthige Protektion, jüngere „mein Kind“ betitelnd. Er iſt eigentlich das Pendant der dicken Frau, aber dennoch kommen beide miteinander auf keinen grünen Zweig, ſo gutmüthig ſie ſind, es will Jedes das

Terrain allein beherrschen und ärgert sich der Schwatzhaftigkeit des Anderen.

Während der Handwerksmann, der seinen müden Gliedern auf kurze Zeit seltene Rast gönnt, entweder in seiner Ecke schlummert oder ruhig bescheiden vor sich hinsieht, spielt der junge Handelsbeflissene in schönblauer Kravate und ziegelfarbenen Handschuhen eine wohlüberdachte Rolle. Der Knopf seines Spazierstöckchens wandert immer zwischen dem Kinne und dem vornehm geschlossenen Munde hin und her, durch das Binocle sieht er beständig zum Fenster hinaus, ohne sich um die übrigen Insassen des Wagens zu kümmern. Er spielt den Prinzen Incognito, höchstens, wenn eine noch ziemlich junge Dame in ihrer Toilette einige Wahlverwandtschaft zu der seinen verräth, daß er sich zu ein paar kleinen Courtoisien herbeiläßt; doch läßt er sich auch in diesem Falle zu keiner Konversation verleiten, er murmelt nur, wie blasirt, hie und da ein paar Sätze, während er die ziegelrothen glatt streift.

Die Arbeiterin oder Handwerksfrau in der schlechten Haube mit dem schweren Korbe auf dem Knie, blickt so vergnügt d'rein und freut sich offenbar ebenso sehr des „Fahrens", wie jene Kinder, die immer beängstigend an den durchaus nicht schlußsicheren Wagenthüren lehnen.

Dafür aber wird sie von jenem geputzten Dämchen, das einsteigt, geringschätzig gemessen, es rückt sich und seinen Flitter von dem braven Weibe so weit weg, als fürchte es von dessen Arbeitsamkeit betrübsam angesteckt zu werden. Es hüllt sich gleichfalls möglichst lange in vornehm sein sollendes Schweigen, beginnt es aber zu sprechen, dann ist der Schwall nicht mehr zu dämmen und der Accent vom derbsten Wienerisch.

Dazwiſchen miſchen ſich Glieder der Gentry — die Engländer ſind die Einzigen, welche für gebildete Leute ohne Unterſchied der Lebensſtellung ein Sammelwort geſchaffen haben — und kennzeichnen ſich durch eine höflich paſſive Haltung. Ohne je die Initiative zu einem Geſpräch zu ergreifen, lehnen ſie doch keine allfallſige Bemerkung ſchroff und würdebeängſtigt ab, während ihre ruhige Höflichkeit der beſte Preſerver gegen Zudringlichkeit iſt.

Im Rauchcoupé geht es viel ungezwungener her. Auch die Cigarre iſt ein modernes Nivellirungsmittel. Der Höchſten Einer verſchmäht es nicht, vom Geringſten Feuer zu begehren, wenn er ſein Zündzeug — vergeſſen, und es fällt ihm auch nicht ein, ihm dieſes zu verwehren. Die dichten Dampfwolken ſcheinen die Standesunterſchiede zu verhüllen und, wird auch nur wenig geſprochen, der Verkehr im Ein- und Ausſteigen, beim Rücken iſt ein ungezwungen höflicher. Wird aus Mangel an Platz eine Dame hineingeſchoben, ſo wird ſie im erſten Augenblicke ſcheel betrachtet, ob es ihr nicht etwa einfällt, in ſchweigendem Proteſt gegen das unanfechtbare Rauchrecht ohnmächtig zu werden, erweiſt ſie ſich aber ohne Naſenrümpfen feuer- und dampffeſt, dann iſt ſie reſpektvoller Courtoiſie ſicher.

Iſt im Internverkehr das Publikum der Omnibuſſe naturgemäß ganz zufällig kaleidoſkopartig zuſammengewürfelt, ſo gewinnt es im Sommer auf dem Wege von der Stadt nach den ſie umgebenden Landaufenthalten ein ſtabileres Anſehen, ja, da organiſirt ſich mitunter ſogar Geſelligkeit. Die Männer, Väter, Brüder, Söhne, welche ihr Beruf jeden Tag in der Stadt erfordert, und die darum doch nicht auf das Familienleben gänzlich verzichten wollen, finden ſich je nach

den Bureauſtunden zuſammen und kryſtalliſiren ſich zu Gruppen.

Des Morgens, bei der Fahrt zur Stadt, ſind ſie nicht ſehr redſelig, nur ein Thema wird Tag für Tag mit Wärme abgehandelt, eine Jeremiade über die Strapaze dieſer Fahrten iſt obligat. Wenn man ſie hört, muß man ſtaunen, dieſes ſchwere Opfer dennoch gebracht zu ſehen, regelmäßig heißt es: „Dies iſt aber das letzte Jahr,“ und im nächſten fahren ſie mit demſelben Jammer und Vorhaben wieder. Namentlich die jüngeren Männer tragen verſchlafene Märtyrermienen zur Schau und geberden ſich am ungeberdigſten, die älteren Herren ſind tapferer und ſehen der Morgenſonne mit weniger Mißmuth in's glänzende Geſicht, betonen auch ihre Heldenthat etwas minder opferſtolz und gerathen nur außer ſich, wenn es der Frau oder Tochter gelungen, ihnen irgend eine „dringend nothwendige Beſorgung“ anzuſchmeicheln. Bei jüngeren Männern verſuchen Mutter und Schweſtern dies vergeblich, nur gegen die ſchöne Tochter einer Mitpartei ſind ſie dienſteifrig und verſorgen Noten und Bücher hin und her, aber in verſchämter Heimlichkeit vor der eigenen Familie.

Die Rückfahrt geſtaltet ſich ſchon um Vieles reger. Das Tagwerk iſt vollbracht, man geht der wohlverdienten Behaglichkeit entgegen und fühlt ſich daher auch behaglich, was ſelbſtverſtändlich nicht ausſchließt, daß man wieder über die drei W: Wetter, Weg und Wagen ſich in bittere Klagen ergießt und Staub und Hitze wie Regen oder Wind anathemiſirt. Doch hat die Beſchäftigung und der Verkehr tagsüber Neuigkeiten und Stoff genug geliefert, die Konverſation in Gang zu halten; überdies tauſcht man noch die Abendblätter und Kombinationen über deren Inhalt. Kommt ein Fremdling in den Wagen ſolcher Stammfahrgäſte, ſo weiß

er nach den ersten fünf Minuten, mit wem er es zu thun hat. Hier geben Valuten und Devisen, Nordbahn- und Staatsbahn das Thema ab, und würde man die Augen schließen, man müßte sich unfehlbar in der Strauchgasse glauben. Auch die Politik, welche man da treibt, wird nur vom Standpunkte der Papiere aus behandelt, ihr Wohl und Wehe ist das Wohl und Wehe Europa's; man wird ganz wirbelig von den Zahlen, welche da mit nonchalanter Leichtigkeit gehandhabt werden, d. h. wohl nur redefigürlich gehandhabt. Meist hält dieses Thema bis an das Ziel vor, aber ist es einmal durch besondere „Flauheit" früher erschöpft, so erfrischt man sich mit etwas stark pikantem Klatsch aus Theaterkreisen, wobei nur zu bemerken ist, daß dabei nie der Bühnendichtungen gedacht wird.

Aus anderer Tonart geht es in jenem Wagen dort her, der die Bureauluftathmenden in's Freie trägt. Ihr Gespräch dreht sich zum größten Theil um die administrative Thätigkeit der Regierung, und wenn man so indiskret ist zu lauschen, kann man erlauschen, warum Dieser einen Orden bekommen und Jener in seinen Hoffnungen darauf getäuscht wurde. Auch Avancements-Angelegenheiten werden frei, wenn auch mit gedämpfter Stimme — diese Gruppe spricht immer gedämpft — verhandelt und verschiedenes überraschend Neue, das dem Avancement oft förderlich sein soll. Auch über den Reformeifer der neuesten Excellenz wird gesprochen, zustimmend und unheilverkündend in einem Athem. Im Uebrigen kommt man auch hier über den Zeitungsinhalt nicht hinaus. Etliche Professoren, welche gleichfalls die tägliche Pilgerfahrt mitmachen, sind daran zu erkennen, daß sie schweigen und sich statt in eine Zeitung, in ein Buch vertiefen, auch bedienen sie sich, allein, gewöhnlich eines Plaids statt eines Ueber-

ziehers, eine Konzeſſion, meiſt die einzige, an den romantiſchen Sinn ihrer Hörer.

Frauen, welche in der Stadt zu thun haben, ertragen die Strapazen der Fahrt weit heldenmüthiger, wie ſie ja überhaupt — es muß zugeſtanden werden — den Unbequemlichkeiten des Daſeins mit weit mehr philoſophiſchem Gleichmuth begegnen als wir. Ueberdies lockt ſie und lohnt ihnen der Zweck der Fahrt, denn unſere Antipathie, Beſorgungen, Kommiſſionen iſt ihre Wonne. Widmen ſie ſich nicht dem Studium ihres Notizbüchleins oder jenem eines Bandes der Leihbibliothek, deſſen abgegriffene Ecken vermuthen laſſen, daß es eine Flygare-Carlén oder Mühlbach ſei, ſo liefert ihnen die Toilette ihrer Mitlandbewohnerinnen, die Schwierigkeiten bei unerwarteten Gäſten Diners zu improviſiren, Stoff genug, ganz abgeſehen von den Klagen über die grimme Hausfrau, welche der ſüßen kleinen Melanie verwehrt, die Blumen des Gärtchens zu plündern, und dem theueren Arthur, das Obſt in halbreifem Zuſtand von den Bäumen zu ſchütteln.

Aber auf einigen dieſer Fahrten iſt man noch ganz ſeltſamen Zufälligkeiten ausgeſetzt. Ich beſitze einen Freund, der jung, hübſch und von blondem Haupt- und Barthaar iſt. Nun dieſe Eigenſchaften haben ihm im Vorjahre ſeine Villeggiatur derart verbittert, daß er ſie mitten im Sommer aufgab. Er wohnte mit ſeiner jungen Frau im Hauſe der Schwiegereltern zu Sievering und machte täglich die Berufsfahrt nach der Stadt. Herein ging es ganz ſchön, aber hinaus — — —! Er iſt ein abgeſagter Feind der Cigarre und meidet daher das Rauchcoupé, da kam er dann gewöhnlich vorne mit etlichen Vertreterinnen des zarten Geſchlechtes zu ſitzen, welche ſchon vollauf Zeit gehabt gegen die Anmuth

Weisheit einzutauschen. Kaum war der Wagen außerhalb der Bannmeile, so wandte sich eine dieser schönen Seelen mit dem Bekenntnisse an ihn, daß sie nach dem kastalischen Quell des Sieveringer Brünnls pilgere, in seiner klaren Fluth ternoverheißende Nummern zu schauen, ihn aber um die Angabe seines Alters, wie Namens- und Geburtstages bitte: „Denn ein blonder, junger Herr bringe Glück.“ Dies widerfuhr meinem Freunde so oft, daß er endlich wuthentbrannt auf den Landaufenthalt verzichtete.

Von den Prüfenden und den Geprüften.

Der schöne Monat Mai, in dem alle Knospen springen, ist eine recht schwere und harte Zeit für eine ganz hübsche Anzahl Menschenknospen, in Wien wenigstens. Im Gegensatz zu der Vorsehung, die ihn zum Wonnemond bestimmt hat, schaffen ihn die Inhaberinnen höherer Töchterschulen zu einer Marterzeit um, indem sie ihn benützen, ihre Prüfungen abzuhalten und das dabei anwesende Auditorium in Erstaunen zu setzen durch das, was die Zöglinge wissen und nicht wissen. Das ganze Jahr über wird den lieben Kindern und Mädchen der Zweck ihres fleißigen Lernens, nämlich bei der Prüfung zu glänzen, möglichst eingeprägt, kein Wunder, daß sie sich unmittelbar vor derselben so aufgeregt fühlen wie ein Feldherr vor der entscheidenden Schlacht. In den letzten vierzehn Tagen wird „gebüffelt“ ohne Unterlaß, bis die rosigen Gesichtchen von des Studirens Bläße angekränkelt sind; erlauben sie sich noch einen Nebengedanken, ist es die Prüfungstoilette, das obligate schlichte weiße chen durch ein kleines Ornament zu heben, dem Haar

zu Ehren der Festlichkeit einen kühnen Schwung zu geben, der zu gewöhnlichen Zeitläufen streng verpönt ist. Zur Prüfung gestattet selbst die grimmste Gouvernante den Gebrauch des Brenneisens, der Zweck heiligt die Locken.

Die ganze Stufenleiter im Pensionate, vom sechsten bis zum sechzehnten Jahre, erwacht am Tag des Grauens schon mit dem ersten Morgengrauen und das arme Herzchen klopft so mächtig, wie es später im Leben nur noch einmal pocht, wenn der Priester am Altar ein leichtes „Ja" als schweres Gelöbniß fordert. Französische Grammatik, Weltgeschichte, Rechenkunst, Psychologie, Botanik, Mineralogie ꝛc. ꝛc. steigen wie drohende Gespenster vor den noch verschlafenen Aeuglein auf und das Dortoire ist fünf Minuten lang eine wahre Seufzerallee. Doch in diesem Alter ist man nicht nicht lange bedrückt, der Gedanke an die weißen Kleider und das Lockengekräusel üben belebenden Einfluß und die ganze Schaar ist zur bestimmten Stunde fix und fertig, ohne daß auch nur ein einziger Marodeur zurückgeblieben. Es ist ein wunderhübscher Anblick, diese Menge zierlicher weißer Gestalten, denen unterm reichen Haarschmuck das Gesichtchen glüht wie eine Pfingstrose, bei den sanguinischen, und besten Schülerinnen in Siegeshoffnung, bei den minder Sachgewissen oder Zaghaften in bitterer Angst.

Aber nicht die junge Garde allein ist in „a flutter." Die Vorsteherin birgt ihre Aufregung unter Grandezza und die lieblichste Liebenswürdigkeit gegen alle anwesenden Respektspersonen. Die Gouvernanten gehen noch einmal die Reihen ab, die Kleidchen und Haare zurechtzupfend und krampfhaft flüsternd: „Tenez vous droite", diesen wichtigsten Glaubensartikel ihres veredelnden Drillungssystems. Die Lehrer stehen da, schwarz befrackt, den Cylinder in der

taubengrau beſchuhten Hand; ermuthigend den bewährten Lehrerinnen zunickend und mit ſtillem Ingrimme die Zitternden betrachtend.

Auch ein Theil des Auditoriums iſt in großer Erregung, und zwar ungewöhnlicher Weiſe ſind es die älteren Damen, welche in ſichtlicher Unruhe ſind, obwohl ſie ſich bemühen, würdevoll gefaßt zu erſcheinen. Auch ſie ſind erhitzt, und wenn ſie einem der kleinen Weſen zuwinken, geſchieht es in ernſtfordernder Weiſe. Die zärtlichſte Mama wird, wo es ihre mütterliche Eitelkeit gilt, hart bis zur Grauſamkeit und alle dieſe Frauen, die ſonſt mit der leichteſten ſchmerzlichen Regung ihrer Kleinen überwarm ſympathiſiren, ſind jetzt in unerbittlicher Preisrichterſtimmung und ſchrecken das ohnedem Geſchreckte noch durch ernſtmahnende Blicke. Die blos Neugierigen unter den Zuſehern ſtudiren das Programm, deſſen Inhalt wahrhaft imponirend iſt. Wie intereſſant, dieſe jungen Adeptinnen des Wiſſens über ſo gewichtige Gegenſtände, wie z. B. Pſychologie zu vernehmen! Sie ſind in ihrem Forſchereifer bis zu den fernen Welten gedrungen, welche den Aether erfüllen, und haben ſich von der Mineralogie zur Geognoſie vertieft. Literatur und Weltgeſchichte gehören zu den leichteſten Gegenſtänden, womit ſie ſich befaſſen, nach dem Ausweis des Programms, das Einen unwillkürlich an Buckle's herrlichen Vortrag über „The influence of women on the progress of science“ erinnert. Und bei ſo zartem Alter ſchon ein ſolches Kompendium an Wiſſen! Die Großmama dort, mit dem ſchneeweißen Scheitel, fühlt den tiefſten Reſpekt vor ihrer zwölfjährigen Enkelin, die au fait iſt über Gegenſtände, deren bloßer Name ihr, die ſchon an des Lebens letzter Neige ſteht, noch im Reiz des Geheimnißvollen ſchimmert. Wie indignirt wäre ſie, könnte ſie

vernehmen, wie jener griesgrämige Herr drüben ſkeptiſch flüſtert: „Lauter Humbug!“

Das Gebet iſt geſprochen, das Lied verhallt und unter lautloſer Stille beginnt der Wettkampf um den Lorbeer der Penſionats.

Mit welchem Schick und Glück der religiöſe Sinn dieſer jungen Weſen gehegt und gepflegt wird, erweiſt die Taktfeſtigkeit, mit der ſie alle Fragen im Wortlaute des Buches beantworten. Sie ſind darin ſo gewiſſenhaft, daß ſie, wo ſich einmal das rechte Wort nicht zur rechten Zeit einſtellen will, ganz abbrechen, ehe ſie den Satz mit Beibehaltung des Sinnes ummodeln.

Schon bei dieſem Gegenſtand haben wir Gelegenheit zu bemerken, daß in dem Inſtitute kein gewaltſam centraliſirender Einfluß geübt wird. Alle Provinzen des Reiches ſind kennbar vertreten und auch die Pietät gegen die Metropole desſelben wird nicht vernachläſſigt, es iſt eine reiche Nuancirung von Accenten, um nicht zu ſagen, von Dialekten. Ein Vollblut-Germaniſt — dieſe Leute ſind ſonderbare Schwärmer — würde vielleicht finden, daß die halbvergangene Zeit, auch in der längſtvergangenen prahlend angewendet, den Forderungen der Pflege des Hochdeutſchen nicht genüge, aber es iſt wohl nicht leicht anders möglich, da die Mehrzahl der Gouvernanten, aus Franzöſinnen und Engländerinnen beſtehend, in demſelben ſelbſt nicht ganz ſattelfeſt ſind. Die Weisheit dieſer Maßregel, fremdländiſche Erzieherinnen zu wählen, ſtellt ſich aber in nächſter Folge heraus, denn der franzöſiſche und engliſche Accent iſt weit untadelhafter, als jener in der Mutterſprache. Dieſe kann man ja immer ſpäter noch, wenn man der Schule entwachſen, nachholen. Satzfügung und

Grammatik weisen in diesen Sprachen zur Zufriedenheit der Eltern und Lehrer dasselbe Verhältniß nach.

In der Geographie leisten die jungen Damen Bewunderungswürdiges! Sie dürften Dr. Livingstone auf seinen gefährlichen Wanderzügen begleitet haben, so wohlbewandert sind sie in und über Central-Afrika. Wie Schade, daß sie durch Fragen über Deutschland decontenancirt werden! Es wäre ja offenbar Verschwendung an Zeit und Mühe, auf dieses Thema, daß jetzt verschiedenen Variationen unterliegt, gründlich einzugehen. Wenn in den deutschen Verhältnissen mehr Stabilität eintritt, läßt sich das ja immer, wenn man der Schule entwachsen ist, nachholen. Auch kennen sich die Mädchen auf der biblischen Landkarte so gut aus, daß man es leicht nachsehen kann, wenn sie auf jener unserer Kronländer weniger orientirt sind. Vielleicht ist es sogar nur eine kleine nationale Malice, wenn jene schon hochgewachsene Enkeltochter Vlasta's die Karpathen nicht finden und sich bei Aufzählung der Kronländer auf Ober- und Niederösterreich, wie Steiermark nicht besinnen kann. Auch werden wir sehr befriedigend über die Produkte von Texas und Canada unterrichtet, während die Aufzählung jener Deutschlands und unserer gesegneten Monarchie durch ihre Kürze germanische Nationalökonomen und Jene, welche auf die unerschöpflichen Quellen Oesterreichs pochen, trüb stimmen müßte.

In der edlen Rechenkunst tragen die unteren Klassen, die Kleinen, den Sieg davon. Es ist übrigens ein charakteristischer Zug, daß Kinder zumeist gute Rechner, ihr Sinn, noch unzerstreut durch einen weiteren Ideenkreis, folgt der Logik der Zahlen ziemlich gewissenhaft. Wenn man diese Konfusion beim Kopfrechnen und diese Kettensätze, deren Glieder durchaus keine Kette bilden wollen, sieht, sollte man bei-

nahe meinen, den jungen Damen, deren Flügelkleid ſchon die Erde ſtreift, ſei der Zahlenſinn gänzlich abhanden gekommen. Doch wird man bei der Aſtronomie über dieſen Punkt glänzend beruhigt, denn ſie behandeln die Millionen und Billionen Meilen Entfernungen der Fixſterne mit beneidenswerther Sicherheit. Was liegt daran, wenn man im Unklaren darüber iſt, wie viel Buch das Rieß, ja wie viel Pfund der Centner hat, wenn man nur weiß, daß der Sonnenſtrahl 42,000 Meilen in der Sekunde zurücklegt und in acht Minuten dreizehn Sekunden auf der Erde anlangt!

Auch die Prüfung in der Botanik liefert glänzende Reſultate. Es iſt wirklich lehrreich, ſo viel Eingehendes über die Chenopodien, Therebinten und Büttnerien zu vernehmen, wie über Orchideen und Bromelien. Auch in den Coniferen ſind die jungen Damen recht bewandert, ſie kennen die Cedern, Cypreſſen, Pinien; Fichten und Tannen ſind zu gemein, als daß man auf ihre Unterſcheidung Werth legen ſollte. Wahrſcheinlich iſt es aus äſthetiſchen Gründen, daß die jungen Botanikerinnen die Heimatsſtätte des Champignons nicht angeben wollen. Ueberhaupt weiſen ſie die Kenntniß unſerer Gemüſe etwas indignirt zurück, und mit Recht, dieſe lernt man in der Küche kennen, und kochen lernt man ſechs Wochen, ehe man heiratet, nicht aber auf der hohen Schule.

Nun kommt Geſchichte. Wie vertraut ſind dieſe jungen Damen mit dem grauen Alterthume! Keine Großthat eines Griechen oder Römers iſt ihrem Gedächtniß entgangen. Sie erzählen uns von Miltiades und Ariſtides, von Solon und Lykurg, von den ſieben Königen der Siebenhügelſtadt mit pietätvoller Genauigkeit. Ja, die Relation der Schlacht bei den Thermopylen iſt ſo lebendig, daß man meinen ſollte, dieſe kleine Blondine ſei dabei geweſen, als Leonidas ſeine

gelesen, und dessen Existenz jetzt, wie jene Homers, bezweifelt wird.

— Shakespeare.

— Allerdings nennt das ganze dreieinige Königreich mit Stolz diesen Dichterheros sein Eigen und denkt zuerst an ihn, wie auch Sie jetzt nicht umhin konnten, zu thun. Aber erzählen Sie uns von den Dichtungen Ossian's u. s. w.

Die allerkleinsten Mädchen geberden sich am tapfersten. Sie stellen sich fest hin, sehen den Fragenden mit ihren ehrlichen großen Kinderaugen ernst an und antworten nach bestem Wissen und Gewissen. Auch die Lehrer verfahren verschiedenartig, die älteren Herren fragen und berichtigen freundlich, ermuthigend und entschuldigend, Engländer und Franzosen sogar mit einer Tinte von Courtoisie, während die jüngeren deutschen Lehrer sich nicht ungern in etwas barsche Herrlichkeit kleiden, besonders den größeren Mädchen gegenüber, als ahnten sie, daß diese mehr malitiöser als respektvoller Bemerkungen voll seien.

Als Schluß, zum Dessert kommen musikalische und deklamatorische Produktionen. Mehr oder minder Geläufigkeit, mehr oder minder falsche Griffe, Vortrag zumeist unter Null, namentlich bei der Deklamation. In dieser Phase befinden sich die Mama's in der heftigsten Aufregung. Eine lispelt der Andern zu „und das Stück ist sehr schwer!"

Endlich ist auch dieses Stadium überstanden, wieder ist das Gebet gesprochen — die weiße Schaar sagt nun mit besonderer Inbrunst „Amen" — und der Chor ist verklungen. Die weißen Gestalten mischen sich unter das Auditorium, die Wohlbestandenen rasch, die Anderen mit zaghafter Langsamkeit, aber Alle athmen sie auf und freuen sich herzinniglich, nun wieder Einiges vergessen zu dürfen.

Bei der Lehrmethode in unſeren Töchterſchulen fällt mir gar oft das Wort Friedrich des Großen über Kaiſer Joſeph ein: „Immer den zweiten Schritt vor dem erſten.“

Im November.

Verwächst im Allgemeinen ſchon der Menſch, wie geiſtig frei und ſelbſtkräftig er auch ſtehe, in hundertfacher Beziehung mit dem Boden, auf welchen das Geſchick ihn gepflanzt, ſo iſt dieſes tief Wurzelſchlagen in der unmittelbaren Umgebung ein Zug, der insbeſondere die germaniſche Race und vorzüglich die Deutſchen kennzeichnet. Schon die Sprachen legen hierfür Zeugniß ab. Vergeblich durchſtöbern wir alle Diktionäre, um in einem romaniſchen Idiom den Begriff: Heimat, daheim, heimlich, home, homely, präzis ohne Umſchweif wiedergegeben zu finden. Dagegen ſehen wir häufig einen rauhkantigen Deutſchen oder Engländer, welcher im perſönlichen Verkehr jeglichen auch noch ſo leicht accentuirten „Gefühlsluxus“ perhorreszirt, von blaſſer Sentimentalität angekränkelt, wenn es einen Ortswechſel, auch nur im allerknappſten Sinne gilt.

Die offizielle Zeit der Völkerwanderung innerhalb unſerer Baunmeile, die erſte Hälfte des Wonne- und jene des Nebelmondes liefert gar manchen Beleg für dieſe Beobachtung. Wer hat nicht ſelbſt etwas empfunden von dieſem gemüthlichen Katzenjammer, wenn er ſeine gewohnten vier Pfähle verlaſſen, um eine neue Wohnung einzunehmen? Die letzte Rundſchau innerhalb der leeren Wände beſchwört unwillkürlich eine Revue der in ihnen verlebten Zeit herauf, jede Ecke, jedes Winkelchen liefert einen Beitrag dazu, und

ein neues Stück setzt die älteren erst recht in schlechtes Licht, verdrängt eines um das andere, die Nothwendigkeit des Ueberflüssigen wird immer einleuchtender, dringender. Wieder ist es hier die Frau, welche energischer auftritt. — „Wohl stammt dieses Möbel und jenes dort aus dem Elternhause, ist gewissermaßen ein Familienstück, aber ach, gar so altfränkisch! und mit der Zeit da Bertha spann, ist auch jene der Sentimalität vorüber! Der freie Geist ist ja unabhängig von sichtbaren Erinnerungszeichen, bedarf ihrer nicht: Fort mit dem alten Zeug und modisches herbei.“ Doch wäre es Unrecht deshalb auf einen Mangel an Pietät zu schließen, schätzt man auch der Väter Hausrath eben nicht sehr, so umsomehr jenes der Großväter und Urgroßväter, das Roccoco ist ja wieder Mode. Natürlich gibt es auch da manche Kontroverse, manches Opfer, das der konservative Theil, auf welcher Seite immer, nur schwer bringt, aber man zieht ja nicht alle Tage aus, und da ist es besser, bequemer, ja sogar ökonomischer Alles in einem Zuge abzuthun. Es hat viel Anstrengung gekostet, aber das Werk ist auch gelungen, vollendet; Alles ist so neu, elegant und modisch wie bei Z., bei L's, bei U. Ja, es ist beinahe ganz wie bei diesen; die nivellirende Tendenz der Zeit bekriegt das Originelle, Charakteristische in den Wohnungen wie den Menschen. Hier spielt der Tapezierer die bestimmende Vorsehung, sein Geist blickt aus allen Falten der langen schleppenden Vorhänge, den schiefgesetzten „Etablissements“ oder zwischen den Bildern hervor, welche ohne jegliche künstlerische Auffassung als Möbelstücke gruppirt sind. Lange braucht es, bis er nur etwas von jenem der Inwohner verdrängt wird.

Aber eine so schöne und schön eingerichtete Wohnung muß man seinen Freunden und Bekannten zeigen. Allerdings die

einfache Bewirthung, wie sie ehedem in den alten Räumen üblich, wäre nun in diesem Rahmen nimmer passend. Elégance oblige! Auch die Toilette muß prächtiger werden, Harmonie ist ja das Element der Schönheit, natürlich muß in der weitläufigeren Wohnung die Dienerschaft vermehrt werden, und so geht es fort, bis es endlich gar nicht mehr geht.

Eine engere oder auch nur anders eingetheilte als die eben verlassene Wohnung dagegen bringt oft ganz andere Wirkungen hervor. War früher die Kinderstube mehr abgelegen, so entzog sich das Treiben der Kleinen häufig dem überwachenden Blick der Mutter, während sie nun ihr näher gerückt, auf das Leben beider Theile heilsamen Einfluß nimmt. Die Gouvernante oder gar Bonne sieht ihre Tyrannei gebrochen, oder umgekehrt und nicht viel seltener, die mütterliche Zärtlichkeit, welche auf die Distanz etwas kurzsichtig gewesen für die Unarten ihrer Sprößlinge und die energische Ausdrucksweise derselben, wird nun durch Mitleidenschaft zu strengerer Zügelführung angespornt. — Befindet sich jedoch das Zimmer, in welchem die Töchter ihren Musikübungen obliegen, in unmittelbarer Nähe von jenem des Vaters, so ist das zumeist von bösen Folgen begleitet; es ist die beste Methode, dem Kaffeehause einen Stammgast zu gewinnen.

Und welchen Einfluß übt ein Wohnungswechsel erst auf den freundschaftlichen Verkehr? Von seinen angenehmsten Freunden (es gibt auch unangenehme Freunde, man schätzt und liebt sie sogar herzlich, doch man kommt im Verkehr mit ihnen nie zu vollem Behagen, obwohl man gegenseitig voll aktiven Wohlwollens ist), mit denen man in steter persönlicher Beziehung gestanden, trennt einen plötzlich eine Distanz, zu groß, um sie oft zu durchmessen, zu klein, als daß es

nicht nahezu lächerlich wäre mit einander in Korrespondenz zu treten und sieh' da, das schöne, rege Verhältniß erlahmt allmälig.

Auch die Wahl der Unterhaltung ist häufig eine Frage der Bequemlichkeit. Ich hatte einen Bekannten, dem ich durch eine Reihe von Jahren warmes und ernstes Interesse für unsere beste Bühnenliteratur und Darstellung zutraute. Ich kam nie in's Burgtheater, ohne ihn auf seinem Posten daselbst zu finden und er wußte über jede Vorstellung Auskunft zu geben. Plötzlich war er vom gewohnten Platz verschwunden und ich vermißte ihn auch während mehreren ersten Vorstellungen. Bei einer zufälligen Begegnung interpellirte ich ihn darüber und sprach meine Besorgniß darüber aus, daß er krank gewesen sei.

— Ach nein, ich war gestern in der achtzigsten Vorstellung der „Eselshaut."

— Haben Sie das alte Stück erst jetzt gesehen?

— Ach nein, ich habe allen achtzig Vorstellungen angewohnt. Wissen Sie denn nicht, daß ich vom Michaelerplatz an die Wien gezogen bin?

Beiderseitige Bekannte versicherten mir, daß nicht nur der Wohnungswechsel die Unterhaltung des Mannes, sondern auch diese den Mann selbst gar sehr influenzirt habe.

Auch datirt die exaltirte Frömmigkeit zweier mir befreundeter Damen von dem Zeitpunkt, da sie in die Nachbarschaft einer schönen, rein gothischen Kirche zogen. Wären sie in der Jägerzeile geblieben, immer die Praterfahrten vor Augen, sie würden dem weltlichen Tand und Putz, dem sie einst nicht abhold waren, vielleicht nie entsagt haben.

Wenn man alle diese möglichen Konsequenzen bedenkt, bleibt der Fuß wie festgebannt, zaghaft will man nicht vorwärts, durch die neue Wohnung in vielleicht neue Verhält-

niſſe. Doch der civiliſirte Menſch muß müſſen, der 14. November iſt ein kategoriſcher Imperativ, gegen den kein individuelles Wollen aufkommt. Alſo vorwärts!

Und wer wird auch ſo zaghaft ſein? Steht man nicht frei und ſelbſtſtändig beſtimmend über ſeiner Umgebung, gewiſſermaßen ſeinem Futteral, im weiteren Sinne?

Eine genaue Gewiſſenserforſchung wird dieſe Frage, ſo demüthigend es auch ſein mag, nicht unbedingt bejahen. Wenn Hegel aufſtellt, daß in der Wüſte Sahara kein Sandkorn verweht werde, ohne ſeine Ortsveränderung im Geſammtorganismus der ſichtbaren und unſichtbaren Welt fühlbar zu machen, ſo lehrt die Empirik, daß eine Wohnungsveränderung ebenfalls in alle Beziehungen der Menſchen eingreift, ſichtbar und unſichtbar umgeſtaltend. In dieſen bewußten und unbewußten Empfindungen der Scheu vor hereinbrechend Neuem, Unbekannten gipfeln mehr noch als in der Müh' und Plage des Umziehens, die Emotionen der erſten November-Hälfte.

Eine Schattenſeite im Wiener Leben.

Zwei Klagen, die ſich diametral entgegengeſetzt, auf's craſſeſte widerſprechen und daher, wie man glauben ſollte, einander aufheben müßten, tönen eben jetzt, wo das Winterleben ſich organiſirt, grell durch die Stadt. Die eine lautet: „ach es iſt keine Arbeit zu bekommen", die andere: „ach, es ſind keine Arbeiter aufzutreiben.

Wer den nur allzu begründeten Jammer unſerer Gewerbsleute nun ſchon Jahre lang theilnahmsvoll mit anhört, gibt ſich logiſcher Weiſe dem Glauben hin, daß ſie mit

Feuereifer jede Gelegenheit zum Erwerb ergreifen müßten. Doch, nichts verleitet en ce bas monde überhaupt und in Wien insbesondere so sehr zu praktischen Trugschlüssen, als eben — Logik. Dies erweist auch der vorliegende Fall, ein Zug, der sich, wir müssen es mit Bedauern sagen, mit nur geringen Ausnahmen durch unseren ganzen Gewerbsstand zieht. Wie groß und allgemein die Klage über Arbeitsmangel ist, kaum hebt sich das geschäftliche Leben und Treiben nur in etwas, so ist schon die Energie der so beweglich Jammernden nicht mehr fähig, seinen Anforderungen zu genügen, mit der Gelegenheit sie zu üben, ist die Lust dazu verschwunden. Der Gewerbsmann, der vor etlichen Monaten noch uns die schwere Noth der Zeit in grellster Weise schilderte und sich mit einer Servilität, welche schlecht zum Geiste unserer Zeit paßt, um eine kleine Arbeit bewarb, hat nun, sind ihm nur einige Aufträge geworden, wieder das barsche Wesen hervorgesucht, das zu impliziren scheint, die Leistung, die man von ihm verlange, sei ein Akt der Huld.

Nennt Schopenhauer Klarheit die vornehmste Tugend, ja, Pflicht des Philosophen und Gelehrten überhaupt, so sollte man meinen, jene des Gewerbsmannes müsse die Pünktlichkeit sein. Hierzulande ist sie jedoch in diesen Kreisen eine terra incognita. Wir Einheimischen sind schon so sehr daran gewöhnt, daß wir diesen Uebelstand wie ein unabänderliches, an Boden und Klima geknüpftes Verhängniß hinnehmen und nächst einem nach der Taxe fahrenden Kutscher durch nichts so freudig und unerwartet überrascht werden als durch einen Handwerker, der Wort hält. Fremde jedoch fühlen sich hier immer in entgegengesetztem Sinne überrascht, und wenn wir die Grenzen des theueren Vaterlandes oder auch nur jene der geliebten Vaterstadt überschreiten, werden

wir auf empirischem Wege belehrt und überzeugt, daß diese Unzuverlässigkeit kein unwandelbares Naturgesetz ist.

Wer hat wohl je, wir sprechen durchaus nicht allein vom Sturm und Drang der Ausziehzeit, einen Maler oder Tapezierer berufen, seine Wände neu zu schmücken, der nicht mindestens Stunden, oft auch Tage lang den schwer geräumten und gemißten Raum nur von einer Leiter, Farbentöpfchen oder Papierrollen okkupirt sah? Der Dekorateur selbst begnügt sich, im besten Falle mindestens diese Substituten zur festgesetzten Frist gestellt zu haben und treibt sich in diesem süßen Bewußtsein einstweilen anderswo herum. Wem hat je ein Bekleidungskünstler Wort gehalten? Doch halt! Diesen Herren imponirt wenigstens e i n Fall, allerdings der traurigste und extremste, ein Todesfall. Trauerkleider sind die einzigen, welche je versprochenermaßen fertig werden. Gott behüte einem daher vor der Pünktlichkeit eines Wiener Schneiders! Dafür dient ihnen „Trauer“ das ganze Jahr über zum Vorwand ihrer Wortbrüchigkeit. Oder wer unter unseren Mitbürgern, wir nehmen Neusonntags-Kinder aus, war je so glücklich, seine Beschuhung zur anberaumten Zeit zu erlangen? Wir kennen eine Braut, welche auf dem Heimweg vom Altare dem Schuster mit den Brautschuhen begegnete. — Noth lehrt lügen; diese Erfahrung hat uns gar schlau gemacht, wir und viele Mitleidende haben die Taktik, wo irgend möglich den Handwerkern eine weit kürzere Frist als nothwendig zu stecken. Die Schuld auf ihre Häupter. Um ungestört im Gleise zu bleiben, müßte man eigentlich im Sommer den Winterbedarf und umgekehrt, bestellen. Freilich für Damen, deren zweites Gewissen die Mode ist, wäre das schwer thunlich. Doch auch da hat sich ein glückliches Auskunftsmittel gefunden. Das, so weit die Grenzen der

Civiliſation und Intelligenz reichen, verbreitete Berliner Modejournal „Bazar“ erklärte in ſeinem verlockenden Proſpekte: „der Mode immer um einen Schritt voraus“ ſein zu wollen. Alſo wir empfehlen Allen, welche, obwohl ſie in Wien leben, ihre Sachen zur rechten Zeit haben wollen, oben beregte Taktik.

Doch Scherz bei Seite, es iſt ein gar betrübtes Ding um dieſe Demoraliſation in unſerem Gewerbſtande, denn ſo müſſen wir die Laxheit im Worthalten nennen. Es ſollte dem Geſchäftsmanne im Kleinen wie im Großen eine Ehrenſache ſein, die er mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten, ja ſelbſt mit Opfern durchſetzen müßte. Aber bis nun iſt es nur noch ein abſtrakter Begriff, eine graue Theorie, welche praktiſch nur gar wenig Lebensfähigkeit zeigt. Und das iſt der ſchwarze Faden, der ſich ausnahmslos durch all' unſere Gewerbe zieht, der jede auch noch ſo kleine Unternehmung, welche ſich anderwärts leicht und mühlos abwickelt, zu einer widerwärtigen Verwickelung, einem irdiſchen Fegefeuer geſtaltet. Dank dieſer vielfachen Verzögerungen, kann Nichts ineinandergreifen, zuſammenklappen, es werden dadurch Kräfte vergeudet, Zeit verſchwendet, in einer Art, welche John Bull das Haar ſträuben würde. Wohl iſt das „Time is money“ ſchon über den Kanal zu uns gedrungen, auch iſt die Wahrheit des Satzes genügend erkannt worden, doch iſt von der Erkenntniß bis zur Bethätigung bei uns immer noch ein gar weiter Schritt. Der gemüthliche Schlendrian geht im ſchleppenden Tempo fort, obwohl uns der andere Satz, daß in Geldſachen jegliche Gemüthlichkeit aufhöre, ſchon recht fühlbar zu Gemüth geführt wurde. In der That hat außer in dieſem Falle die Gemüthlichkeit, in dem darum einſt ſo berühmten Wien auch nahezu aufgehört.

Aber nicht allein die Pünktlichkeit steht im Allgemeinen im „Soll“ unserer Gewerbsleute, auch die Höflichkeit figurirt zumeist unter dieser Rubrik. Außer am Sonntage in der Kirche, wenn sie eine solche besuchen, sind sie zu keinem Mea culpa zu bewegen. Bringt irgend ein Handwerker ein endlich verspätetes Produkt seiner Thätigkeit, so ist er weit davon entfernt, auch eine Entschuldigung mitzubringen. Ja, erlaubt man sich eine auch nur maßvolle und allen Knigge'schen Regeln entsprechende Bemerkung über diese Verzögerung, so erfolgt darauf eine weit minder maßvolle Entgegnung, welche wie ein Ei dem andern einer Schelte ähnlich sieht, daß wir uns anmaßten, allen Ernstes die Ablieferung des Gegenstandes zur bestimmten Frist zu erwarten. Was allerdings den Betreffenden gar nicht hindert, sobald der Geschäftsgang wieder „flaut“, uns wieder aufzusuchen, zu versichern, wie besonders hohen Werth er auf gerade unsere Kundschaft lege, wie das damals nur ein Mißverständniß oder gar eine gemüthliche Schäckerei gewesen. Daran knüpft sich natürlich wieder eine Jeremiade über die bösen Zeiten, die Unmöglichkeit, seine Arbeiter zu beschäftigen ꝛc. ꝛc.

Hat aber die Saison morte aufgehört, so beginnt der Tanz wieder, ganz nach dem alten Takte, von Neuem. Selbstverständlich gibt es hier wie überall Ausnahmen von der Regel, wenn auch leider nicht den hundertsten Theil so viele als in der englischen Sprache, doch im Allgemeinen kann man die Höflichkeit, oder eigentlich besser die Unhöflichkeit unserer Gewerbsleute als einen Gradmesser ihres Wohlergehens ansehen.

Für alle Unzuverlässigkeiten, Unregelmäßigkeiten dient zur etwaigen Entschuldigung Mangel an Arbeitskräften. Und gleichzeitig läuft nebenher bittere Klage, lauter Jammerruf

um Arbeit. Die Herbergen ſind überfüllt, alle Wohlthätigkeitsvereine und durch ſie die Wohlthätigkeit wird in Anſpruch genommen auf's Aeußerſte, und Mancher, welchen uns früher der Zufall als wackeren Arbeiter kennen lehrte, iſt nun brotlos auf Darben und häufig auf Almoſen angewieſen. Wer erklärt dieſen Zwieſpalt?

Seine tiefſte Grundurſache aufſuchen zu wollen, würde zu weit und über die Grenze hinausführen, die als Rubikon zu reſpektiren, eine Pflicht des Zeichners iſt. Doch liegt viel des Böſen ſo nah und auf rein lokalem Boden, daß ſich dieſes wohl anführen läßt.

Sicher liegt die Schuld nicht an den „Meiſtern" allein. Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung bei dem Proletariat großer Städte, daß es, wie arg es auch Mangel leiden mag, wie ernſt und bitter das Elend ihm in's Antlitz ſchaut, es doch oft wähleriſch, ja launiſch ſich verhält ſeinen Subſiſtenzmitteln gegenüber. Der tief Herabgekommene iſt gleichgiltig, ſtumpf, keiner rechten, dauernden Anſtrengung mehr fähig, ohne rechte innere Luſt, wenn auch nicht ohne Luſtigkeit am Daſein und ſomit dem Mittel, es zu friſten. Nur der Moment, und ſeinem Bedürfniß abzuhelfen, iſt ſeine Sorge, weiterhin mag er nicht blicken, denn es iſt ſchmerzlich, ſcheinbar hoffnungslos und darum gibt er es auch auf, weiter zu denken, zu ſorgen und ſein Arbeiten und Schaffen trägt das Gepräge dieſer Gedanken und Sorgloſigkeit. Solch' traurig Herabgekommene, durch die mannigfachſten Einflüſſe mit und ohne eigenem Verſchulden, gibt es wohl gar Viele in unſerer Reſidenz und es iſt das ein zu ſchwieriges Material, um damit zu arbeiten.

Andererſeits aber weiſen alle Großſtädte mehr oder minder eben ſolches auf, und daß es ſich ſo herausgebildet,

fällt wohl zum Theile immer auf den Arbeitsgeber, dem Meister, zur Last.

Einzelne Groß-Industrielle, wie ein Heinrich Drasche, eine Familie Haas, deren prachtvolles Waarenhaus eben die letzte luxuriöse Ausstattung erhalten, sind so wenig bedeutsam für die Blüthe unserer Industrie im Allgemeinen, als einige Millionäre für den allgemeinen Wohlstand.

Doch findet sich dafür anderwärts eine Kerntruppe, welche im Hauptsächlichsten für den normalen Bedarf an Arbeitskräften ausreicht. Doch dies scheint der allgemeinen Klage nach, in Wien nicht der Fall zu sein und dies liegt jedenfalls an den Meistern.

Es herrscht kein industrieller Sinn bei uns.

Unsere Gewerbsleute laboriren fortwährend entweder an übermäßiger Muthlosigkeit oder übermüthiger Sorglosigkeit. In diesen Extremen verfehlen sie immer den richtigen Ton, sowohl mit den Konsumenten als den Arbeitern, und machen sich dadurch beide abhold. Sie verstehen es so wenig die Werkstätte als den Geschäftsgang geschickt zu organisiren. Aber ist nicht ein Hauptfactor im Organisationstalente der feste und gute Wille? Gewiß wird Niemand die traurigen politischen Zu- und Umstände, welche in unserer Zeit so abträglich und verderblich auf unseren Gewerbestand einwirken, unterschätzen, aber gewiß fordert er das Mahnwort: „Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott!“ gewaltig heraus.

Man legt unserem Reichskanzler ein Wort in den Mund, das auch auf dieses Verhältniß gar wohl passen würde. Herr v. Beust soll gelegentlich geäußert haben: „Eine große Schwierigkeit ist, daß Ernst und Lust der Arbeit in Oesterreich so gar selten zu finden sind.

Civiliſation und Intelligenz reichen, verbreitete Berliner Modejournal „Bazar“ erklärte in ſeinem verlockenden Proſpekte: „der Mode immer um einen Schritt voraus“ ſein zu wollen. Alſo wir empfehlen Allen, welche, obwohl ſie in Wien leben, ihre Sachen zur rechten Zeit haben wollen, oben beregte Taktik.

Doch Scherz bei Seite, es iſt ein gar betrübtes Ding um dieſe Demoraliſation in unſerem Gewerbſtande, denn ſo müſſen wir die Laxheit im Worthalten nennen. Es ſollte dem Geſchäftsmanne im Kleinen wie im Großen eine Ehrenſache ſein, die er mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten, ja ſelbſt mit Opfern durchſetzen müßte. Aber bis nun iſt es nur noch ein abſtrakter Begriff, eine graue Theorie, welche praktiſch nur gar wenig Lebensfähigkeit zeigt. Und das iſt der ſchwarze Faden, der ſich ausnahmslos durch all' unſere Gewerbe zieht, der jede auch noch ſo kleine Unternehmung, welche ſich anderwärts leicht und mühlos abwickelt, zu einer widerwärtigen Verwickelung, einem irdiſchen Fegefeuer geſtaltet. Dank dieſer vielfachen Verzögerungen, kann Nichts ineinandergreifen, zuſammenklappen, es werden dadurch Kräfte vergeudet, Zeit verſchwendet, in einer Art, welche John Bull das Haar ſträuben würde. Wohl iſt das „Time is money“ ſchon über den Kanal zu uns gedrungen, auch iſt die Wahrheit des Satzes genügend erkannt worden, doch iſt von der Erkenntniß bis zur Bethätigung bei uns immer noch ein gar weiter Schritt. Der gemüthliche Schlendrian geht im ſchleppenden Tempo fort, obwohl uns der andere Satz, daß in Geldſachen jegliche Gemüthlichkeit aufhöre, ſchon recht fühlbar zu Gemüth geführt wurde. In der That hat außer in dieſem Falle die Gemüthlichkeit, in dem darum einſt ſo berühmten Wien auch nahezu aufgehört.

Aber nicht allein die Pünktlichkeit steht im Allgemeinen im „Soll“ unserer Gewerbsleute, auch die Höflichkeit figurirt zumeist unter dieser Rubrik. Außer am Sonntage in der Kirche, wenn sie eine solche besuchen, sind sie zu keinem Mea culpa zu bewegen. Bringt irgend ein Handwerker ein endlich verspätetes Produkt seiner Thätigkeit, so ist er weit davon entfernt, auch eine Entschuldigung mitzubringen. Ja, erlaubt man sich eine auch nur maßvolle und allen Knigge'schen Regeln entsprechende Bemerkung über diese Verzögerung, so erfolgt darauf eine weit minder maßvolle Entgegnung, welche wie ein Ei dem andern einer Schelte ähnlich sieht, daß wir uns anmaßten, allen Ernstes die Ablieferung des Gegenstandes zur bestimmten Frist zu erwarten. Was allerdings den Betreffenden gar nicht hindert, sobald der Geschäftsgang wieder „flaut“, uns wieder aufzusuchen, zu versichern, wie besonders hohen Werth er auf gerade unsere Kundschaft lege, wie das damals nur ein Mißverständniß oder gar eine gemüthliche Schäckerei gewesen. Daran knüpft sich natürlich wieder eine Jeremiade über die bösen Zeiten, die Unmöglichkeit, seine Arbeiter zu beschäftigen ꝛc. ꝛc.

Hat aber die Saison morte aufgehört, so beginnt der Tanz wieder, ganz nach dem alten Takte, von Neuem. Selbstverständlich gibt es hier wie überall Ausnahmen von der Regel, wenn auch leider nicht den hundertsten Theil so viele als in der englischen Sprache, doch im Allgemeinen kann man die Höflichkeit, oder eigentlich besser die Unhöflichkeit unserer Gewerbsleute als einen Gradmesser ihres Wohlergehens ansehen.

Für alle Unzuverlässigkeiten, Unregelmäßigkeiten dient zur etwaigen Entschuldigung Mangel an Arbeitskräften. Und gleichzeitig läuft nebenher bittere Klage, lauter Jammerruf

um Arbeit. Die Herbergen ſind überfüllt, alle Wohlthätigkeitsvereine und durch ſie die Wohlthätigkeit wird in Anſpruch genommen auf's Aeußerſte, und Mancher, welchen uns früher der Zufall als wackeren Arbeiter kennen lehrte, iſt nun brotlos auf Darben und häufig auf Almoſen angewieſen. Wer erklärt dieſen Zwieſpalt?

Seine tiefſte Grundurſache aufſuchen zu wollen, würde zu weit und über die Grenze hinausführen, die als Rubikon zu reſpektiren, eine Pflicht des Zeichners iſt. Doch liegt viel des Böſen ſo nah und auf rein lokalem Boden, daß ſich dieſes wohl anführen läßt.

Sicher liegt die Schuld nicht an den „Meiſtern“ allein. Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung bei dem Proletariat großer Städte, daß es, wie arg es auch Mangel leiden mag, wie ernſt und bitter das Elend ihm in's Antlitz ſchaut, es doch oft wähleriſch, ja launiſch ſich verhält ſeinen Subſiſtenzmitteln gegenüber. Der tief Herabgekommene iſt gleichgiltig, ſtumpf, keiner rechten, dauernden Anſtrengung mehr fähig, ohne rechte innere Luſt, wenn auch nicht ohne Luſtigkeit am Daſein und ſomit dem Mittel, es zu friſten. Nur der Moment, und ſeinem Bedürfniß abzuhelfen, iſt ſeine Sorge, weiterhin mag er nicht blicken, denn es iſt ſchmerzlich, ſcheinbar hoffnungslos und darum gibt er es auch auf, weiter zu denken, zu ſorgen und ſein Arbeiten und Schaffen trägt das Gepräge dieſer Gedanken und Sorgloſigkeit. Solch' traurig Herabgekommene, durch die mannigfachſten Einflüſſe mit und ohne eigenem Verſchulden, gibt es wohl gar Viele in unſerer Reſidenz und es iſt das ein zu ſchwieriges Material, um damit zu arbeiten.

Andererſeits aber weiſen alle Großſtädte mehr oder minder eben ſolches auf, und daß es ſich ſo herausgebildet,

fällt wohl zum Theile immer auf den Arbeitsgeber, dem Meister, zur Last.

Einzelne Groß-Industrielle, wie ein Heinrich Drasche, eine Familie Haas, deren prachtvolles Waarenhaus eben die letzte luxuriöse Ausstattung erhalten, sind so wenig bedeutsam für die Blüthe unserer Industrie im Allgemeinen, als einige Millionäre für den allgemeinen Wohlstand.

Doch findet sich dafür anderwärts eine Kerntruppe, welche im Hauptsächlichsten für den normalen Bedarf an Arbeitskräften ausreicht. Doch dies scheint der allgemeinen Klage nach, in Wien nicht der Fall zu sein und dies liegt jedenfalls an den Meistern.

Es herrscht kein industrieller Sinn bei uns.

Unsere Gewerbsleute laboriren fortwährend entweder an übermäßiger Muthlosigkeit oder übermüthiger Sorglosigkeit. In diesen Extremen verfehlen sie immer den richtigen Ton, sowohl mit den Konsumenten als den Arbeitern, und machen sich dadurch beide abhold. Sie verstehen es so wenig die Werkstätte als den Geschäftsgang geschickt zu organisiren. Aber ist nicht ein Hauptfactor im Organisationstalente der feste und gute Wille? Gewiß wird Niemand die traurigen politischen Zu- und Umstände, welche in unserer Zeit so abträglich und verderblich auf unseren Gewerbestand einwirken, unterschätzen, aber gewiß fordert er das Mahnwort: „Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott!“ gewaltig heraus.

Man legt unserem Reichskanzler ein Wort in den Mund, das auch auf dieses Verhältniß gar wohl passen würde. Herr v. Beust soll gelegentlich geäußert haben: „Eine große Schwierigkeit ist, daß Ernst und Lust der Arbeit in Oesterreich so gar selten zu finden sind.

Uniform der Freiwilligen-Hußaren trug, während der andere im Civile die ernsten Züge eines unserer Staatsanwälte aufwies. Wie weit der Ideengang der beiden Herren gewöhnlich auch auseinanderliegen mag, für diesen Augenblick schienen sie gleichmäßig in Bewunderung für die ludovisische Juno, wie die Dame im engeren Kreise bezeichnet wird, absorbirt, ihrem erregten Geplauder lauschend. Und wovon flossen diese klassisch gewölbten, dunkelpurpurnen Lippen über? Von dem Preis der Schönheit eines ganz unbedeutenden jungen Mädchens, an dem ich außer la beauté du diable keine äußerlichen Reize entdecken konnte. Es wären vielleicht zehn würdigere Objekte solcher Lobhymne im Saal gewesen, aber die Juno hatte ihr ostentatives Wohlwollen dem bescheidenen Veilchen geschenkt und stellte seine anspruchslosen Reize in's grellste Licht.

Wie reizend doch Alwine ist! Diese unausgedrückten, ich möchte sagen, unbestimmten Züge haben etwas so anmuthend Weiches. Und das niedliche Patschchen — während die Dame den blendend weißen Arm vorwärts bog, und den Fächer in der tadellosen Hand wiegte — kontrastirt so kokett mit dem schmächtig zarten Arm. Ich schwärme für dieses etwas matt blonde Haar und den ganzen zierlichen Styl Alwinens, und denke, sie muß auch Herren besonders anziehend erscheinen.

Feurig, als gälte es dem Feinde eine Batterie zu entreißen, warf sich der schmucke Hußar in's Zeug, erhob Protest gegen den zierlichen Styl, und vertheidigte den majestätischen mit einer zähen Tapferkeit, die sich auch durch keine abwehrende Fächerbewegung, keine pikante Entgegnung aus dem enthusiastischen Schwung bringen ließ. Ob er Juno überzeugte? Wenigstens schien sie seiner Ueberzeugung nicht allzu

sehr zu zürnen. Der Staatsanwalt hielt sich bei diesem Geschmacks-Scharmützel ziemlich passiv, wenn auch seine Augen mehr Freude am majestätischen Styl zu finden schienen, so zog sich doch ein sarkastischer Zug um seine dünnen Lippen. Es ist merkwürdig wie schwer es ist, selbst in den freien Abendstunden im Salon seinen Beruf los zu werden; die Witterungslust auch hinter dem Einfachsten besondere Motive aufzufinden, hatte ihn offenbar vom Gerichtssaal hierher begleitet, gewiß glaubte er wieder irgend eine Absicht zu merken und ward, wenn auch nicht geradezu verstimmt, so doch schweigsam.

Am Kamine selbst hatte sich eine Gruppe von literarischer Färbung gebildet, zumeist junge Männer, welche ein Bändchen oder Heftchen Gedichte, oder ein als Manuskript gedrucktes Schauspiel auf dem Gewissen haben, die sich von dem Kuß der Muse erwärmt glauben, bis nun aber nur einen sehr engen Freundeskreis zu demselben Glauben zu erwärmen vermochten. Sie umringten einen glücklicheren Ruhmes-Kandidaten, der mit einem gelungenen Gelegenheitsstück wirklich schon einmal vierzehn Tage lang von sich sprechen machte, und der dies Uebergewicht empfindend, dozirte. Ein neu aufgetauchter Autor, ein Dichter von echtem Schrott und Korn gab das Thema ab. Der Mann von vierzehntägigem Erfolg sprach mit ernster Kennermiene?

— Hildebrand? Ja Hildebrand ist ein Talent! Lehnt er sich gleich zu viel an Shakespeare an, so daß man vielleicht eine gewisse Ursprünglichkeit vermissen könnte, so spricht sich doch in seiner Tragödie unleugbar eine bedeutende Begabung aus. Ich sage, er kommt Euch Allen um einige Pferdelängen voraus. Wenn er noch tüchtig an sich arbeitet,

Ja, für uns Aerzte sollte der Tag wirklich sechsunddreißig Stunden haben, nur um unseren Berufsobliegenheiten gebührend nachkommen zu können.

Seit wir 1848 in den sauren Apfel politischer Erkenntniß gebissen, ist wohl keine Versammlung welcher Art immer denkbar, in welcher nicht die großen Tagesfragen ventilirt werden. So wäre es gewiß auch hier nicht nothwendig gewesen, daß einige Herren sich über ihren Beruf zu politisiren, mit einem Mandat ausweisen mußten, um die politischen Ereignisse auf's Tapet zu bringen. Wie bunt schwirrt das untereinander! Hie Welf! Hie Waibling! ist viel zu wenig zu einer Zeit, in welcher es beinahe so viele Parteien als Individuen gibt. Man besprach die Kapazitäten der Deputirtenkammer und forderte auch die Urtheile der anwesenden Abgeordneten heraus.

— Sicher ist Dr. V. ein glänzender Redner, er beherrscht jederzeit die Aufmerksamkeit seines Auditoriums. Es gibt dies ein natürliches Bewußtsein der Macht. Was Wunder, daß er dann gelegentlich wie ein geschickter Reiter sein Pferd kourbettiren, alle Facetten seiner Beredsamkeit spielen läßt? Einem glänzenden Redner wird es wirklich schwer, immer konsequent zu sein.

— T. ist einer unserer tüchtigsten Deputirten, eingehend, gründlich, ein unermüdlicher Arbeiter. Schade, daß ihm im Hause so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, allerdings ist der Vortrag wohl stark gedehnt und trocken.

— Haben Sie L's Haltung in der Zollfrage beobachtet? Ich weiß, er ist einer der verläßlichsten Charaktere, dem das Wohl des Vaterlandes und unserer Industrie warm am Herzen liegt, seltsam, daß ein so prononzirter Liberaler

nicht Freihändler ist! Hat er nicht irgendwo Fabriken? Nicht als meint' ich — ich kenne L. als guten Patrioten.

Mein parlamentarischer Kollege W. hat der Regierung einen guten Dienst erwiesen, indem er die Debatte von der †† Frage ablenkte. — Man sagt, daß er gestern beim Minister speiste, der seine Tüchtigkeit zu schätzen versteht. Ich weiche jeder Verbindung mit der offiziellen Welt aus, man mag mich immerhin schroff nennen. Nicht als ob ich es jemand Anderem verüble! W. ist sicher parteihältig, aber wenn böse Zungen von der Gegenpartei das Zusammentreffen erführen, sie würden nicht ermangeln, boshafte Bemerkungen daran zu knüpfen: W. ist ein so bedeutendes Talent, daß es einem nicht Wunder nehmen dürfte, wenn die Regierung ihn zu gewinnen suchte. Ich besuche selbst die Empfangs-Soirée der Minister nicht.

Ein Ex-Minister wandte sich mir seitwärts zu:

— Lauter Männer, von bestem Willen beseelt, die aber doch das Vaterland noch in's Verderben ziehen werden. Wenig Menschen nur sind, wie gesinnungstüchtig sie auch seien, ganz frei von persönlichen Absichten. Ja, hätte sich das Ministerium Z. erhalten, es stünde anders um das Land. Ich will Niemand bezeichnen, aber mancher stimmte vielleicht in der Kabinetsfrage gegen uns, vom Schimmer eines Portefeuilles verlockt. Glauben Sie mir, es birgt eine Märtyrerkrone! Und dennoch gibt es immer noch Viele, welche mit allen Kräften darnach trachten! Ja, nur gar Wenige sind, bei aller Vortrefflichkeit, ohne persönliche Absichten. O vanitas in infinitum!

Wiener Gaſtlichkeit.

Die großmüthige Gaſtlichkeit der Orientalen iſt ein Glaubensartikel, welcher uns in zarter Kindheit ſchon durch Vermittlung der Fibeln eingeprägt wird. Nichts iſt ſo zäh konſervativer Natur, als ſolche durch Tradition frühzeitig ſchon wachgerufene Eindrücke, und wir bewahren daher unſere enthuſiaſtiſche Bewunderung für dieſe Tugend der Morgenländer bis ins ſpäte Alter, obwohl dies eigentlich gewaltiger Gefühlsluxus, ein gänzlich unnöthiges Uebermaß an Beſcheidenheit iſt. Denn, die Hand auf's Herz, wer iſt gaſtlicher als die Wiener? Welcher ſüperbe Wüſten-Scheikh kann ſich darin auch nur mit dem ſimpelſten Wienerkinde meſſen?

Was thun dieſe ſtolzen Häuptlinge, daß der Ruhm ihrer Großmuth den Erdball umſpannt?

Mit freundlich würdevollem Salem nehmen ſie den Reiſenden auf in ihr Zelt; ſie ſalben die wunden Füße, bieten ihm Speiſe, reichen ihm das lange Rohr mit dem duftenden Kraute, die kleine Taſſe mit dem belebenden Trank: Ja weit mehr noch, nichts kann der Wirth dem Gaſte verſagen, er bewirthet ihn nicht nur, er opfert ſich ihm auch; ſeinem verlangenden Blick und leiſe nur angedeutetem Wunſche vermag er nichts zu weigern, ſelbſt ſeiner ſtolzen Freude Gegenſtand die ſchöne Waffe nicht; mehr noch, auch nicht den Gefährten und Freund ſeiner Einſamkeit, ſein höchſtes und theuerſtes Gut, das windſchnell eilende Roß mit dem treuen Blick. Immer noch nicht genug. Der Samum hat die Ciſternen vertrocknet, eine winzig kleine gelbe Pfütze iſt ein lebenſpendender Schatz; die verſchmachtenden Lippen zuſammengepreßt, labt und feuchtet damit der Beduine den Mund des gleich ihm zum Tode erſchöpften Fremdlings.

Das ist gewiß viel und schön, aber der Wiener thut mehr.

Vielleicht zwar opfert er dem Fremden nicht seine Habe und sein theuerstes Gut, gefährdet auch um seinetwillen nicht eben das Leben, aber er opfert und gefährdet mehr. Dem Naturvolke sind das die höchsten Güter und Gaben, das Kulturvolk steht höher, ihm sind es Geist und Bildung, die individuelle Ausprägung, der bewußt gefestigte Charakter. Der Wiener opfert dem Gaste das Höchste, seine Eigenthümlichkeit, seine Individualität.

Nicht allein, daß ihm das Fremdartige imponirt, daß er es bewundert, auf das Respektvollste bewundert, er schämt sich sogleich seiner abweichenden Eigenart, dämpft, verleugnet sie, ahmt das Fremde nach, ohne erst die Spreu vom Weizen zu scheiden, ja mit Bewußtsein selbst Unarten und Fehler imitirend. Das Fremde übt auf ihn einen unwiderstehlichen Zauber, dem er nicht nur wehrlos verfällt, dem er sich mit wohligem Behagen, mit eifriger Unterthänigkeit willig ergibt. Eine Menge guter, liebenswürdiger Eigenschaften verbinden sich hierzu mit minder anerkennenswerthen.

Es ist eine schöne, aber gefährliche Fähigkeit, welche die Deutschen in höherem Grade als irgend eine andere Nation besitzen, eine fremde Sprache so vollkommen zu erlernen, daß sie mühlos handlich wird, daß man sich ihrer mit gänzlich unbewußter Leichtigkeit bedient. Eine Sprache vollkommen gut zu sprechen, muß man sie denken, richtig denken können, das heißt, man muß nicht seine Gedanken in das fremde Idiom übertragen, sondern in dem Geist desselben empfinden und denken; das aber ist nicht möglich, ohne seine eigene nationale Individualität mindestens momentan zu verleugnen, zu verdrängen. Der Engländer, Franzose, Italiener ist weit weniger bemüht korrekt zu sprechen, als seinem Gedanken, seiner

Empfindung, wenn auch auf ganz unkorrektem Wege möglichst präziſen Ausdruck zu geben. Er miſcht den unüberſetzbaren Ausdruck in ſeiner Landesſprache in den Satz ein, ja er erfindet, komponirt einen neuen, ſeine Meinung getreu, lebendig zu illuſtriren. Der Deutſche thut von alledem Nichts. Was an ſeinem Denken und Fühlen unüberſetzbar iſt, verſchluckt er verſchämt und beſcheiden, während er ſich zappelnd abmüht, ſich in die fremde Ausdrucksweiſe innerlich hineinzuleben. Es iſt dies nicht allein Elaſtizität, es iſt Poroſität.

Und von allen Deutſchen beſitzen die Oeſterreicher und ſpeziell die Wiener dieſe aktive und paſſive Fähigkeit am ausgeprägteſten. Nirgends, in allen deutſchen Gauen, kaum das linkſeitige Mainufer ausgenommen, wird z. B. franzöſiſch mit ſo richtigen Vokalen und geiſtigem Accente geſprochen, als in Wien. Doch nicht vom Sprechen fremder Sprachen wollte ich handeln, es iſt das nur ein Symptom unſerer chroniſchen Selbſtloſigkeit, das ſich eigentlich an der eigenen Mutterſprache noch greller zeigt. Der Wiener iſt in ſeiner Sprechweiſe im Allgemeinen ſalopp, er bedient ſich der Schriftſprache gewiſſenhaft nur zum Schreiben und läßt ſich zu mündlichem Verkehr den Dialekt bequem angehen. Für ſich und die Seinen iſt er ihm gut genug, er könnte beſſer, aber er findet es nicht nöthig, es entſpricht eben ſeinem Weſen; ſobald er aber in den Dunſtkreis eines Norddeutſchen kommt, überfällt ihn wieder zaghafte Verſchämtheit, er macht kühne ſprachliche Anſtrengungen, läßt wunderbare hohe A ertönen, die mit ihrer Umgebung ſeltſam kontraſtiren, wendet krampfhaft die halbvergangene Zeit an, auch wenn er ein Vorkommniß beſpricht, das vor einem Jahrhundert ſtattgefunden. Das iſt die ältere Generation, ſtößt ſie auf

Jemand, der leidlich hochdeutsch spricht, so bemerkt sie naiv sogleich: Sie sind gewiß nicht von hier.

Die jüngere Generation macht nicht mehr in Wienerismen, aber auch ebensowenig im einfach richtigen Hochdeutsch, sie ist schon des Segens der Eisenbahnen theilhaft worden, und hat denselben benützt, sich ein Ragout von intergermanischen Provinzialismen zu brauen. Von welchem Winkel Deutschlands immer Jemand kommen mag, er wird bemerken, daß irgend ein Ausdruck, eine lokale Redewendung, welche man sich bei ihm daheim nur gestattet, hier mit kokettem Stolze gehandhabt, ihm vor Ohren geführt wird, während man seinen sprachlichen Eigenheiten aufpaßt, sie unwillkürlich oder auch bewußt wieder anwendet. Man brauchte nur dem Ohr zu folgen, um z. B. zu wissen, in welchen Häusern man im Vorjahre viel mit Sachsen verkehrte. Man stellt an den Fremden gar nicht die Forderung, daß er sich akklimatisire, sondern geht seinen sprachlichen Eigen- und Gewohnheiten mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit neun Zehntel Weges entgegen und entschuldigt sich dabei eifrigst, daß man es nicht vermöge, auch das zehnte Zehntel zurückzulegen. Dank diesem gastlichen Bemühen, wird das echt Wienerische demnächst so ziemlich verdrängt werden, zwar nicht durch das Hochdeutsche, aber durch Eisenbahn-Deutsch. Sollte es den Gästen darum doch noch nicht heimlich klingen, so müssen sie doch sicherlich den guten Willen anerkennen.

Doch, alles dies ist nur nebensächlich; wenn auch das Formale die Wesenheit berührt und influenzirt, so ist das doch nur ein geistiger Einfluß auf Umwegen, mit Hindernissen, wir haben jedoch ganz unmittelbare noch zu registriren.

Das „kein Prophet gilt in seinem Vaterlande" paßt wohl nirgend hin so gut als auf Oesterreich und dessen

Reichshauptstadt. Talente, welche innerhalb unserer Bannmeile erblühen, werden, wenn nicht geradezu fallen gelassen, so doch nur kühl ästimirt, bis sie uns verlassen und mit auswärtigem Ruhm beladen, als Gäste zum Besuche wiederkehren; dann ergehen wir uns in Enthusiasmus-Raserei. So ehedem geschehen bei Henriette Sonntag, Fanny Elsler ꝛc. Ueber die Bewunderung Kaulbachs, Kornelius, selbst Asmus Karstens, hatte man in weiteren Kreisen vergessen, daß wir Rahl besaßen; erst als sein Tod einen Schmerzensschrei in der gesammten europäischen Kunstwelt erweckte, ward man allgemein stolz auf den großen Mitbürger. Für Gegenstände, Persönlichkeiten, Leistungen ist eine ausländische Etikette allemal eine wirksame Empfehlung. Haben wir aber, in was immer für einer Richtung, tüchtige Kräfte von auswärts gewonnen, dann nimmt mit dem Reiz des Fremdartigen gleichgradig auch unser glühender Enthusiasmus ab, bis zu jener Anerkennung, deren behaglich laue Temperatur sehr häufig das Kennzeichen sichern Besitzes ist. Nur in Einem Falle auf künstlerischem Gebiete hat Wien dem verehrlichen und hochverehrten Ausland sich kühn und entschieden Opposition erlaubt, indem es trotz dem grobkörnigen Julian Schmidt und den zarten Dresdner Aesthetikern stolz auf seinen Grillparzer ist.

Dafür eskomptiren wir aber jede auswärts geprägte Ruhmesmünze vollwichtig nach dem Nennwerth, wenn auch eine nur mäßig sorgsame Untersuchung das Metall als weit minder kostbar herausstellen würde.

Jeder Gast kann bei uns seines Erfolges sicher sein, auf welchem Gebiet immer er sich bewege, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen. In jedem Ankömmling dieser Art feiert man einen Messias für das betreffende Fach, verläßt um seinetwillen die schon erprobten Autoritäten, läuft

zu ihm, umdrängt ihn, bis er akklimatisirt, das Bürgerrecht gewonnen und man wahrnimmt, daß er nicht mehr, ja mitunter weniger leiste als die Einheimischen. Diese schöne Gastlichkeit verfehlt nicht, uns mancherlei Besuch zuzuziehen, Reisende, welche in allen Fächern, aber besonders solche, welche in Geist machen. Die Letzteren verstehen unsere Zuvorkommenheit praktisch zu würdigen, indem sie sich weiter nicht viel anstrengen. Wenn sie auch ihre Kraftbrühe zu Spülicht verwässern, es ist gut genug, wissen wir doch, daß sie eine solche zu brauen vermögen, kennen wir doch ihre klingenden Namen. Und wirklich wieder eskomptiren wir ihn auf das Prompteste, Liebenswürdigste, wenngleich er selbst nicht eben liebenswürdig gegen uns verfährt.

So empressirt zuvorkommende Anerkennung findet doch wieder in Anerkennung ihren Lohn? Das minder. Eben unsere gefeiertsten Gäste gefallen sich oft, ja meist darin, die gute Stadt, die sie so freundlich aufgenommen, und alle ihre sozialen Beziehungen mit hochmüthigem Naserümpfen unbarmherzig und oft ungerecht zu bekritteln, ja sehr grobpfefferig zu schmähen, mit einer Offenherzigkeit, welche einer besseren Sache würdig wäre, ihren freundlichen Gastgebern schonungslos und unaufgefordert in's Gesicht. Und diese?

Lassen es sich bieten, stimmen ein. — Das Selbstgefühl des Wieners ist befriedigt, sobald man die unbestreitbare Schönheit des St. Stephansthurmes anerkennt, alles Weitere und damit sich selbst gibt er Preis. Jede Rüge des Fremden nimmt er ohne Vertheidigung, ohne Aufklärung hin, stimmt ihr bei, trägt seiner Schmähsucht neues Materiale zu, indem er alle erdenklichen Uebelstände an's Licht zieht. „Bei uns kommt nichts Gescheidtes zu Stande", und ähnliche Sätze werden den Fremden gegenüber zahlreich

aufgetiſcht. Wir beſitzen nicht nur eine eigenthümliche Neigung, unſere Wäſche in pleno publico zu waſchen, ſondern auch uns recht armſelig als Schmerzenskinder zu geriren, indem wir die Vorzüge, welche uns zu Theil geworden, ignoriren, negiren und mit Jeremias trübſeligen Angedenkens Klageliedern konkurriren. Wie würde, ich ſage nicht ein Pariſer, Berliner, Dresdener, Münchener, ſondern ein Rudolſtädter oder Lobenſteiner in Harniſch gerathen, wenn man ſeine Reſidenz und ihre Sozietät angriffe! Moraliſch gemeint, bringt der Wiener dem Fremden die Schlüſſel ſeiner Stadt entgegen, übergibt ſie ihm auf Gnade und Ungnade.

Doch nicht nur ſie, auch ſich ſelbſt. Arroganz wird durch Demuth nur noch geſteigert, offenſiver. Irgend ein kühner Fremdling begnügt ſich nicht, im Allgemeinen inſolent zu ſein, er wird es auch im ſpeziell perſönlichen Falle, nicht nur gegen die Stadt, auch gegen das Haus, das ihn gaſtlich aufgenommen. Natürlich wohl macht man dann auf mehr oder minder feine Weiſe von ſeinem Hausrecht Gebrauch? O nein, es iſt ein Fremder, eine Celebrität, man läßt ſich daher viel gefallen, das an einem Einheimiſchen mit Recht nicht geduldet würde. Die Koterie ziſchelt ſich lächelnd zu, was er Dieſem, Jenem geſagt, gethan. Jedes propagirt, was dem Anderen geſchehen, meint, was ihm ſelbſt widerfahren, ahne niemand Anderer, und fühlt ſich nicht im mindeſten davon verletzt, daß ein Fremder ſeine Freunde gerüffelt habe. Schließlich ſagt noch irgend ein beſonderer Bewunderer des brutalen, reiſenden Genius rechtfertigend: „Dem Löwen iſt viel erlaubt.“

Man klagt, daß Wien von ſeiner Liebenswürdigkeit eingebüßt habe; nun ich wünſche aufrichtig, daß es nach dieſer Richtung hin noch Manches einbüßen möge, dafür ſein haftes Selbſtgefühl eintauſchend.

Die berühmten Aerzte.

Es war vor zwei Jahren zu — — doch wozu Namen nennen, genug daß es weit, sehr weit, einige hundert Meilen weit von Wien entfernt war — da ich im eifrigen Durchstöbern eines Archives so ziemlich allen sozialen Umgang vernachlässigte. Nur mit einem der Herren Archivare hatte ich Freundschaft geschlossen, wir wanderten des Abends mitunter in's Freie. Als die nasse Herbstwitterung diesen Spaziergängen ein Ende machte, forderte mich Herr Wentlof einst auf, den Abend mit ihm bei seiner Schwiegermutter zu verbringen.

— Sie werden in ihr eine originelle, interessante Frau kennen lernen. Bei schon vorgerückten Jahren ist sie von einer, unsere blasirte Jugend wahrhaft beschämenden Geistesfrische, von universellem regen Interesse und einem prächtigen Humor. Sie wäre somit das Ideal einer guten Gesellschafterin, wenn sie nicht ein paar Schwächen besäße, die mitunter einen kleinen Mißton in die Unterhaltung bringen. Seltsam, obwohl sie geistig mit der Zeit ganz wacker Schritt und Tritt hielt, ist sie von einer leidenschaftlichen Antipathie gegen die Schlagwörter derselben beseelt. Irgend eine phrase du jour versetzt sie in eine Aufregung, welche mitunter an das derb Schonungslose grenzt. Sie ist ein Widerspruchsgeist prima sorte. Die zweite Schwäche ist, daß sie ein Pflaster, welches sie selbst bereitet, als ein Universalmittel gegen alle Leiden betrachtet und damit in ihrem Wohlwollen manchmal recht zudringlich wird. Hüten Sie sich in ihrer Gegenwart über irgend etwas zu klagen, sonst bekommen Sie sogleich das Emplastrum applizirt. Es hilft gegen Alles,

ich glaube, Mama ist fähig, es sogar gegen unglückliche Liebe zu ordiniren.

Damit waren wir bis vor den Salon der Frau Armfels gekommen, schon tönte durch die dicke Portière das trauliche Gebrodel des Theekessels, plötzlich von einer jungkräftigen Männerstimme überschrieen.

— Aber, beste Tante, lautete es, nicht allein in geistiger Beziehung überflügelt unsere Zeit jede vorangegangene; was sie in Deinen Augen doch jedenfalls zur besten stempeln muß, ist, daß man sie mit vollem Recht jene der Humanität nennen kann, ja muß.

— Liebster Wilhelm, scholl es entgegen, bleibe mir nur mit der Humanität vom Leibe, mir wird ganz übel, wenn ich das Wort nur höre. Welch' armseliger, lumpiger Popanz ist doch Euere vielgepriesene — —

Unser Eintritt schnitt den Satz durch und bewahrte die Humanität so vor einer Ehrenbeleidigung. Der von der Zeit schon stark gepuderte Scheitel der Dame beschattete feste, intelligente Züge, ein lebhaft, ja sogar etwas schalkhaft funkelndes Auge. An den herzlichen Willkommengruß knüpfte sie sogleich:

— Erlauben Sie nur einen Augenblick, ich habe mit meinem Neffen da nur noch ein Hühnchen zu pflücken. Zu diesem gewendet — ja, mein verehrter Menschenfreund, um Eure Humanität ist es, zu meinem Leidwesen muß ich es sagen, ein recht schäbiges Ding. Sie bringt das Fernrohr nie vom Auge, spekulirt auf die Beglückung ferner oder gar unentdeckter Völkerschaften, kommender Geschlechter und läßt dabei Alles um sich herum gemüthlich zu Grunde gehen. Einst als sie minder pompös nur christliche Liebe, oder werden wir gar nicht konfessionell, Nächstenliebe hieß, da sprang Einer

dem Andern bei, wo er Noth und Leid sah, und gar manche Thräne ward getrocknet. Seit die Humanität im Schwunge ist, sorgt aber Jeder nur für sich selber und treibt nur mehr auf Distanz Philanthropie. Euere Bruderliebe beginnt erst auf hundert Meilen Entfernung. Auch seid Ihr viel zu großartig, es genügt Euerer Humanität nicht Einen Menschen zu trösten, ihm zu helfen; das verschmäht Ihr als zu gering, zum Mindesten einer ganzen Klasse muß geholfen werden; zu diesem Zwecke gründet Ihr Vereine, deren einziger Erfolg in Zweckessen besteht. Richtet Ihr auch praktisch nichts aus, so seid Ihr doch durch Euere Beglückungstheorien befriedigt; Ihr habt damit Euere Schuldigkeit gethan, und leidet während dem auch knapp an Euerer Seite irgend ein Mensch jammervoll Schiffbruch, es ist nicht Euere Schuld, wenn man das Ganze im Auge hat, kann man nicht auf jede Einzelheit achten. Euer liebendes Herz umschlingt Millionen, die ganze Menschheit, den Eskimo, wie den Feuerländer, kein Wunder, wenn in dem Gewimmel kein einzelnes Individuum speziell ausgezeichnet ist, daß obenauf das Ganze beherrschend, verdeckend, das eigene Ich schwimmt in behaglichster Breite.

— Aber, beste Tante — —

— Aber, schwärmerischer Neffe, höre mich nur zu Ende. Ich kenne diese wohlfeile Humanität auf Distanz. Wie viele meiner Bekannten verbrachten während des amerikanischen Krieges schlaflose Nächte über die Emanzipation der Neger, während der Invasion der Franzosen in Mexiko, um das Geschick seiner Eingebornen, was sie aber nicht hinderte, tagsüber ihre Dienerschaft zu quälen und zu tyrannisiren, den Leumund ihrer „Freunde“ zu skalpiren. Oder Eure frommen Engländerinnen, die emsig warme Strümpfe stricken

für die Kinder in Central-Afrika, damit die lieben Kleinen sich nur ja nicht erkälten im heißen Wüstensande, während im Winter unter den Pfeilern der London-Bridge dutzendweise Obdachlose zum Tode erstarren. Humanität? Ich will nichts hören von Humanität!

— Liebe Tante, Du wirst doch keinen Augenblick lang ernstlich denken, daß ich diesen Begriff mit Xantipen oder Betschwestern in Verbindung bringe? Wenn ich behaupte, unser Zeitalter sei jenes der Humanität, so beziehe ich das natürlich nicht auf den letzten Zerstreuungsanker einiger — — nun — femmes de quarantes ans, sondern auf das Höchste, die Wissenschaft. Während man sich im vorigen Jahrhundert, und zu Anfang dieses im Abstrakten, in der Spekulation, welche Feuerbach so richtig die betrunkene Philosophie nennt, verlor, alles Reale nicht achtend, hat mit dem Sieg der Naturwissenschaft auch die Humanität ihre Siege gefeiert. Die Wissenschaft ist nun der Messias, der es sich zur Aufgabe gestellt, die Menschheit zu erlösen von Irrthum und Uebel und — —

— Oh, über den Studenten-Enthusiasmus! Auch seit sie sich als Selbstzweck proklamirt wurde? Nächstens werdet Ihr im Drang Eueres erlösenden Forschergeistes, statt an Lapins an Menschen Vivisektionen vornehmen. Diese werden dann allerdings rasch von allen Uebeln erlöst sein. Ein homo sapiens mehr oder minder, was macht das aus? Kein Material ist zu kostbar für die erlösende Wissenschaft, die sich Selbstzweck ist.

— Es ist zum Verzweifeln, Tante, wie Du Alles nach Deinem Gefallen verdrehst! Wenn Du sogar der Heilkunde und ihren Vertretern humanitäre Absichten absprichst, dann hört Alles auf, dann muß ich auf jede Diskussion verzichten.

— Nimm dieſe Taſſe Thee, lieber Wilhelm. So lange Du noch den Doktorshut nicht trägſt, glaube ich meinen Empfindungen nach dieſer Richtung hin keinen Zaum anlegen zu müſſen. Die Heilkunde? Nun ſage mir ſelbſt, der Du an dem großen Erlöſungswerk wacker mit Hand anlegen willſt, ſage aufrichtig, hat ſie in unſerem Zeitalter der Erleuchtung beſondere Fortſchritte gemacht?

— In Wahrheit, Tante ich muß über dieſe Frage ſtaunen! Wie ſehr Du auch gegen unſere Zeit eifern magſt, ich weiß doch, daß Du alles Große, das ſie zu Tage fördert, mit Aufmerkſamkeit beobachteſt, verfolgſt. Auch der Laie muß heutzutage wiſſen, wie Bedeutendes eben auf dieſem Gebiete neuerlich geleiſtet worden. Wie hat z. B. nur die Pathologie ſich entwickelt!

— Ach ja, Pathologie, Anatomie, Phiſiologie ꝛc. In der Erkenntniß der Uebel ſeid ihr wirklich erſtaunlich vorgeſchritten, wie aber ſteht es mit der Erkenntniß der Mittel, ſie zu beheben? Mit der Heilkunde? — — Der Ausſpruch „gegen dieſes Leiden, jene Krankheit ſteht uns kein Mittel zu Gebote," wiederholt ſich erſchreckend oft, nicht allein aus dem Munde junger Aerzte, ſondern auch aus jenem der Senioren, der Celebritäten. Von Euerem großen Diagnoſtiker, dem kleinen, gemüthlich ausſehenden Profeſſor Setho, hörte ich neuerlich wieder mehrere Fälle der Art. Während die Patienten ihm bei der Ordination ihre Krankengeſchichte relationirten, ſuchte er dieſen Vortrag durch mehrfaches Gähnen zu beſchleunigen, das den Kranken zwei beneidenswerthe Reihen blendend weißer kleiner Zähne zeigte; als ſie auf dieſes Zeichen theilnehmenden Intereſſes zum Schluß eilten, öffneten ſich die prächtigen Zahnreihen noch einmal zu dem Ausſpruch: „Dagegen gibt es kein Mittel."

— Oh, da mußt Du doch gestehen, daß eben diese sublime Ehrlichkeit in ihrer ungeschminkten Naivetät, den Mann zur Größe adelt? Die Verachtung jeglicher Charlatanerie, wie die genaue Erkenntniß ist es, was heute unsere Aerzte zu echten Männern der Wissenschaft stempelt.

— Lieber Wilhelm, das Sublime taugt übel auf unserer Erde. Schlimm genug, wenn es kein Mittel gibt, einem Uebel abzuhelfen. Wenn man schon nichts geben kann, so soll man doch auch dem Leidenden nichts nehmen. Die Hoffnung mindestens ist Jedem zu gönnen, ein unschuldiges Pülverchen und ein Trost hat Niemanden noch Schaden gebracht, dagegen der Glaube Manchem geholfen, die Muthlosigkeit und Verzweiflung manchen Ruin beschleunigt.

Diese Ehrlichkeit kommt mir zum Mindesten ebenso brutal als sublim vor, und sie ist, leider Gottes, jetzt Mode. Professor Wolz, diese Berühmtheit, die an allen Enden Europas zu Rathe gezogen wird, hat neulich einen Jugendfreund, der im gelähmten Zustand von weither um Hilfe zu ihm gereist war, unvorbereitet und schonungslos mit dieser sublimen Wahrheit regalirt.

Die Ordinationen — mischte ein ältlicher Herr, dessen Gesichtsfarbe auf schlechte Gallenabsonderung schließen ließ, ein — bei unseren medizinischen Matadoren machen überhaupt keinen sehr weihevollen Eindruck. Gewöhnlich erscheinen die Herren erst eine halbe oder auch ganze Stunde später, als festgesetzt ist; mit prüfenden Blick mustern sie das überfüllte Wartezimmer, repartiren in raschem Kopfrechnen die noch übrige Zeit auf die Anwesenden. Dreißig ängstlich Harrende und nur noch eine Stunde Zeit, also zwei Minuten auf den Patienten. Es geht sehr rasch; ich habe oft von derlei Konsultationen nur den Eindruck von der Audienz Tri-

butpflichtiger bei ihrem Suzerän mitheimgebracht. Doktor Arbetz ist dabei ein noch sehr grobkörniger Pascha.

— Oh, diese Matadore — fiel die Matrone mit jugendlichem Feuereifer ein — sind bei ihren Besuchen nicht minder expeditiv. Es ist ihnen zu zeitraubend, nur den Oberrock auszuziehen, sie sitzen einen Augenblick am Krankenbette, sie mustern, während sie zerstreut den Patienten anhören, die Bilder an den Wänden, werfen mit pointirter Gleichgiltigkeit und Abruptheit ein paar Worte den bestürzt horchenden Angehörigen zu und verschwinden schleunigst wieder. Daß die Diagnosen dabei nicht unfehlbar sind, hast Du an Deiner eigenen Schwester erfahren, Wilhelm.

— Irren ist menschlich, Tante!

— Ach, wenn die Menschlichkeit dieser Herren in ihren Irrthümern besteht, dann gebe ich Dir zu, daß sie äußerst human sind. Nein, nur keine Professoren, keine Celebritäten, lieber vertraue ich mich dem Jüngling an, der eben den Rigorosensaal verläßt, er ist noch nicht gänzlich abgestumpft, hat noch eine stille Ahnung, daß ein Menschenleben etwas werth ist. Aber ich brauche, dem Himmel sei Dank, keinen der Herren, mein Pflaster . . .

— Wenn schon die Medizin — schrie der Student mit hochrothen Wangen — von vorurtheilsvollen Laien nicht gewürdigt werden kann, so müssen sie doch die ungeheueren Leistungen unserer Chirurgie anerkennen, diese sind zu handgreiflich, um selbst von mißwilliger Unkenntniß geleugnet werden zu können, und gerade in diesem Fache weist unsere Hochschule Größen ersten Ranges auf, die immer wieder neuen Zuwachs erhalten.

—„ Gott behüte einen vor den Neuen, wie den Alten. Diese Celebritäten sind mehr noch als alle andere auf „schöne

Fälle“ aus. Wo es gilt, ein Kunststück oder besser einen Kunstschnitt auszuführen, da sind sie in ihrem Element, für Geringeres, das nur Geduld und Sorgfalt braucht, haben sie weder Geduld noch Sorge. Wie weiland Admiral Napier wetzen sie im Gedanken immer die Messer und kümmern sich in ihrer, wie nennst Du's, Sublimität? gar nicht darum, wenn der Kranke durch dieses angenehme Geklirr unnöthiger Weise erschreckt wird. Sie zuvörderst sehen in den Kranken nur Material für die Wissenschaft, die sich Selbstzweck ist. Ich möchte eine Celebrität in diesem Fache nicht als Besucher in meinem Salon sehen, ich wäre immer in Sorge, daß er im edlen Forscherdrang sein Besteck hervorziehe und an mir experimentire. Doch nein, so gar rasch sind die Herren doch nicht zur Hand, sie halten mitunter im letzten Augenblicke noch inne, das Messer in der Hand, um über alle Punkte des interessanten Falles noch klar zu werden. Nein, wer nicht eine Nase zu wenig oder ein Glied zu viel hat, halte sich diese Größen fern, wer nur simpel und gemein geheilt werden will, der suche Sterne zweiten Ranges, die noch Zeit und Sinn dafür haben, oder noch besser, der brauche mein Pflaster.

— Tante, Du bist undankbar gegen die medizinischen Berühmtheiten, denke an . . .

— Meine Augen? Wohl, natürlich und zugleich mit warmer Dankbarkeit an Professor Adelbert. Keine Regel ohne Ausnahme, das ist ein ebenso trefflicher, wirklich humaner Mensch als bedeutender Arzt. Eben er liefert den Beweis, daß es, was man sonst schier bezweifeln möchte, möglich ist, bei einem beinahe überwältigenden Andrang von Patienten, doch für jeden eingehende Sorge, unaffektirte Theilnahme zu bewahren, bei großer Einfachheit und schlichtem Wohlwollen zu imponiren. Er ist beinahe wie das kleine Licht im

Hintergrunde auf Coreggios Bild „die Nacht“ da, damit man sieht, wie dunkel es ringsum ist. Ach! Pardon, Herr Walden, ich habe mich von dem Widerspruchsgeist, meinem Neffen, so mit fortreißen lassen.

— Diese Schilderungen waren mir ganz interessant, überdies habe ich Ihnen mit egoistischem Behagen zugehört. Bei uns ist es auf diesem Gebiete ganz anders.

— Ach ja, das weiß ich, Wien erfreut sich nach dieser Richtung weithin des besten Rufes. Ich gratulire Ihnen aufrichtig dazu, wenn sie abreisen, werde ich Ihnen aber doch eine Stange von meinem Pflaster mitgeben.

Pfingsttagsausflüge.

Ehedem kannte der kleine Mann eine Menge Genüsse nur vom Hörensagen, wie Vieles war exklusiv dem Reichen vorbehalten und lag gänzlich außerhalb des Gesichtskreises des gering Bemittelten. Auch einige dieser Prärogative sind theilweise schon nivellirt und Manches, das zur Zeit unserer Großeltern nur gar wenigen Auserwählten zugänglich war, kann jetzt Jeder, dem das freundliche Geschick nur ein kleines Plus über das Nothwendige beschieden, genießen. So das Reisen. Alle die Vergnügungszügler, die heute nach Süd und Nord, nach Ost und West stieben, die um Geringes mit den Alpen und Karpathen, der Adria und den schimmernden Bergseen Bekanntschaft machen, wären vor einem halben Säkulum über Baden und Purkersdorf nicht hinausgekommen. Der Vergnügungszug ist zwar nicht die behaglichste Art, die Welt kennen zu lernen, aber doch eine

Gelegenheit, wenigstens einen Zipfel von ihr zu sehen, welche der Kleinbürger mit Eifer ergreift.

Besonders an den Pfingsttagen macht sich in Wien die Centrifulkraft geltend, und Jeder, dem auch später hinaus keine längeren Ferien beschieden, fragt Jeden, der sich in derselben Lage befindet: „Wohin gehen Sie über die Feiertage?“ Da ist es denn auch, daß die großen Anschlagzettel, welche von Vergnügungszügen nach allen Weltgegenden berichten, umlagert sind. Meist gibt in diesen Fällen der Bestand des Kassenfonds den Ausschlag für das Ziel der Fahrt. Mitunter aber auch ist die Wahl auf das Wunderlichste und Kapriziöseste motivirt. So sah ich dieser Tage einen ehrsamen Handwerksmann, dessen Arbeiter wahrscheinlich Alle dem Bildungsvereine angehören, im Gasthause über den Annoncen brüten. Offenbar war er in der Qual der Wahl befangen, plötzlich aber rief er entschlossen:

— Ich geh' nach Brünn um Nachfrag' nach dem Giskra. Meine Leut' sind jetzt ganz fuchtig über ihn, man kennt sich gar nit mehr aus, was man sich denken soll. Aber in Brünn müssen sie'n gut kennen, da werd' ich Alles derfragen; is er dort immer brav g'wesen, wird ihn d'Wienerluft auch nit verdorben haben. Dann erzähl' ich's den Hiesigen. Aber man muß seine Leut' kennen, d'rum geh' ich diesmal nach Brünn.

Schwerlich wird irgend Jemand, dem gedunsenen rothen Gesicht, mit den kleinen blinzenden Augen ansehen, daß der Mann eigentlich auf politischer Mission reiset, und Se. Exzellenz der Herr Minister ahnt nicht, von welcher Bedeutung ihm in diesem Augenblicke die Nachrede irgend eines Brünner Schankwirthes werden kann.

Jene, welche mit den noblen Passionen der Grand-Seigneurs sympathisiren und in ihren süßen wachen Träumen spintisiren, was sie thun werden, wenn sie durch Dazwischenkunft von einem Dutzend Haupttreffern Millionäre geworden sind, wollen nach Eisgrub, sich am Anblick des weltberühmten Parkes zu letzen und zugleich ein Vorbild für ihre künftigen Anlagen zu gewinnen. Auf fürstlichen Kieswegen, im Schatten fürstlicher Bäume wandelnd, erscheint man sich selbst ein höheres Wesen, man vergißt das Gestern und das Morgen, alle Anforderungen des praktischen Lebens in vornehmem Wonnegefühl. Das heißt: die Männer, die Frauen nicht. Die sind in dieser Sphäre unverwüstlich praktisch und verstehen es stets, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Vielen ist es gelungen, eine Celebrität des nahen Nikolsburg zu acquiriren, und auf der Rückfahrt tönt unter mancher schwarzen, von pompösem Federhut überschatteten Seitenmantille ein Geschnatter hervor, als gälte es, das Kapitol zu retten, und aus manchem modisch kleinen Taschentuche drängt sich indiskret eine mächtige Leber, welche das Entzücken jedes Gourmands bilden würde. In solchen Fällen trennen sich die vornehmer denkenden Söhne von der sorglichen Mutter und suchen ein anderes Coupé auf, gerne würden ihnen die Schwestern folgen, allein ihnen hat die Stunde der Emanzipation noch nicht geschlagen, und während sie mit dem „feschen“ Vis-à-vis verschämt kokettiren, zittern sie, daß „Sie“ unter der mütterlichen Mantille sich vorlaut bemerkbar mache.

Die bewußt czechischen Elemente zieht es noch weiter hin, nach dem reizenden Adamsthal und von da nach Blansko, der heilignationalen Stätte, wo einst jene denkwürdige Versammlung der Czechenführer stattgefunden, in

der man, aus Mangel an nationaler Sprachkenntniß sich genöthigt gesehen, die nationalen Angelegenheiten im verhaßten deutschen Idiome zu verhandeln.

Aber nicht die Nordbahn allein ist von dem humanitären Streben beseelt, einem P. T. zahlenden Publikum Vergnügungen zu bereiten, die Westbahn konkurrirt in dieser edeln Absicht mit dem besten Erfolg. Gmunden! ist ein Lockruf, beinahe so unwiderstehlich wie Oberons Horn. Nirgendhin ist der Andrang so groß; den herrlichen Bergsee zu kennen ist eine Ehrensache für jeden Wiener und in vergnüglichen Ehrensachen ist er immer expeditiv. Doch nicht die klare spiegelnde Fluth und die sie umgürtenden Berge allein bilden die Anziehungskraft, der Sonntagsreisende hat eine kleine Schwäche, er will sich nicht mit dem Naturgenuß allein begnügen, er will auch viel und gut essen. Der gute Ruf, dessen sich die Gmunder Hotels erfreuen, übt auf die Vergnügungszügler kaum mindere Anziehungskraft als der See. Auch die bescheidenen Gmundner Grundeln spielen auf diesem Festprogramme eine Rolle, und ehe der wackere Reisende den Schatten des Stephansthurmes verläßt, zieht er bei all' seinen Vorgängern die gründlichsten Erhebungen ein über den Ort, an welchem das vorzüglichste Bier zu haben ist; mit solcher Ortskenntniß ausgerüstet, tritt er vergnügt die Fahrt „in die schöne Natur" an.

In jungen Mädchen, welche bei diesem Ausfluge mitgenommen werden, entwickelt sich meist ein ganz ansehnliches Intriguentalent. Von dem Augenblick an, da sie von der „Reise" unterrichtet wurden, ist ihr ganzes Sinnen und Denken nur darauf gerichtet, sie zu erweitern, einen Blick in das fashionable Paradies Ischl zu thun. Nach biblischer Vorschrift sind sie nicht allein sanft wie die Tauben,

sondern besitzen auch einen kleinen Vorrath an Schlangenklugheit; sie lassen von ihren Absichten und Plänen sich nichts anmerken und zerfließen nur in Dankbarkeit über die Güte des „Herrn Vaters“. Seit dem Fasching ist der gute Mann nicht so gehätschelt worden wie nun; Hut, Stock, Fidibus und Schlafschuhe, Alles fliegt ihm entgegen, und die hübschen Kinder sind so exemplarisch gehorsam, daß sein gerührtes ahnungsloses Vaterherz doppelte Freude empfindet, ihnen das Vergnügen der Gmundnerfahrt zu bereiten. Einstweilen schmieden die kleinen Konspiratorinnen ihre Ränke, wozu namentlich die Bereitung eines leckeren Mundvorraths gehört. Der Feldzugsplan ist auf Ueberrumplung basirt und der Liebling hat den ersten Sturmlauf zu wagen, natürlich erst unterwegs, sonst könnte der „Herr Vater“ im ersten Grimme Hausarrest anordnen und man bekäme nicht einmal die schöne Welt von Gmunden zu sehen. Während des letzten Abendimbisses, zwischen dem kalten Braten und dem Gebackenen, ist der günstige Augenblick ausersehen; einen guten Bissen im Munde, kann er nicht hartherzig sein, meinen die jungen Menschenkennerinnen. Aber ach, der erste Anprall wird gänzlich abgeschlagen, der Papa brummt fürchterlich von: „Ungenügsamkeit und Freudenstören,“ und schwört Stein und Bein, daß „nichts daraus wird“, doch scheint es den kleinen Diplomatinnen ein gutes Zeichen, daß er wacker weiter schmauset und beim „Gugelhupf“ zum dritten Mal da capo ruft. Doch wird die Lustreise um dieses Thema's willen noch mit mehreren stürmischen Szenen gewürzt und schließlich geht es hier wie überall: L'homme propose et la femme dispose.

Noch eine andere Gattung Reisender macht sich auf dieser Fahrt bemerklich. Es sind solche, welche in Gmunden

oder dessen Umgebung Villegiatur nehmen und zum Mißvergnügen der Bahnverwaltung den Vergnügungszug benützen, sich zu herabgesetzten Preisen nach der Sommerfrische befördern zu lassen. Diese kluge Finanzmaßregel hat aber noch einen zweiten Akt; die nun nutzlosen Retourbillets werden in Gmunden wieder zu herabgesetzten Preisen ausgeboten, und die Gmundner benützen sie, auf billige Weise die Fahrt nach Wien zu bewerkstelligen.

Der Vergnügungszug nach dem Süden trägt Manchen, der über Jahr und Tag gespart hat, um nur einmal das Meer zu sehen. Von Kindheit auf war sein Sinn auf die salzige Fluth und die mächtigen Segelschiffe gerichtet, schon hat er das schönste Stück des Lebens hinter sich, und immer ist dieser Anblick sein sehnlichster Wunsch geblieben, aber auch immer noch wäre seine Erfüllung unerreichbar in den knappen Lebensverhältnissen, wenn nicht die Bahnverwaltung zum allgemeinen und ihrem eigenen Besten diese Vergnügungsschübe organisirt hätte. Alle Schönheiten der Fahrt lassen diesen Reisenden ungerührt, geht es aber den Karst hinunter, da pocht sein Herz gewaltig dem Gegenstande seiner jahreangen Sehnsucht entgegen. Manchem bereitet das Erreichen seines Zieles eine halbe Enttäuschung; seine Vorstellung vom Meer war das unbegrenzte, nur vom Himmel umschlossene Wasser, wie es sich hier natürlich nicht darstellt. Dafür übertrifft das rege Hafenleben all' seine Erwartungen, und ebenso überbieten die gewaltigen Schiffe die kühnsten Gebilde seiner Phantasie. Todesmuthig erklimmt er die Schiffsleitern, verwickelt sich auf dem Deck allaugenblicklich in die Takelage und empfindet jämmerlichen Schwindel, allein das stört sein Entzücken nicht, er fragt nach Allem und ist überselig, wenn es ihm gelungen, sich einigen nautischen

Dialekt beizulegen. Er gehört zu den wenigen Vergnügungszüglern, die, trotz mancherlei, glücklicher Befriedigung voll heimkehren.

Aber noch ein anderer Magnet, als die blaue Adria, zieht jetzt den Wiener nach Triest, das märchenhafte Miramar. Kaiser Max ist eine poetische Gestalt, welche in Jedem, der noch nicht der Nüchternheit oder Blasirtheit verfallen, theilnahmsvolle Sympathie erweckt, und so sind denn heuer gar Manche über die Feiertage nach Triest gezogen, um nach dem Wunderschloß des unglücklichen Kaisers zu pilgern.

Viele begnügen sich mit Adelsberg und seinem Grottenfeste. Die vielgestaltigen, im Fackelschein glitzernden Stalaktiten gemahnen sie an die Erzählungen der sinnigen Scheherezade; Decke und Wände schimmern wie von Millionen und aber Millionen Demanten und man muß es der Grottenverwaltung zugestehen, daß sie, wenngleich sie ihre Koli's nach der Pariser Ausstellung etwas leichtsinnig mit der Bezeichnung „Adelsberger-Kroten-Verwaltung" in die Fremde sandte — doch das Grottenfest so sinnig als effektvoll zu arrangiren versteht. Die zahlreichen Fackeln und noch zahlreicheren Menschen durchwärmen die feuchtkalten Räume, schließlich wird gar noch in den sonst nur von Berggeistern bewohnten Sälen zu einem Tänzchen geschritten, die Musik hallt hundertfach und auf dem glatten Boden gleitet sich so leicht hin, daß das Ganze selbst den Mitwirkenden wie ein Märchen aus „Tausend und Einer Nacht" erscheint.

Früher war es nicht schwer die sogenannten Weltwunder im Gedächtniß zu behalten; allmälig aber wird die Aufgabe schwieriger und sie dürfte, wenn die Wunderwerke in diesem Tempo fort progressiren, unseren Nachkommen über

den Kopf wachsen. Der Bau der Semmeringer Bahn hat immerhin auch einigen Anspruch, zu dieser Kategorie klassifizirt zu werden, und es ist daher nur begreiflich, daß wir in Oesterreich, die wir durch nützliche Wunder nur äußerst selten in Verwunderung gesetzt werden, dieses zu betrachten eilen. Kaum kann die Halle Alle die fassen, die über den Semmering wollen, und die zahlreichen Waggons, namentlich der dritten Klasse, reichen nicht für den Andrang. Es ist aber auch ein Stürmen und Drängen, das zwar der Gesittung der Vergnügungszügler nicht die größte Ehre macht, aber begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß die Fahrt nur für die auf Einer Seite Sitzenden genußreich wird. Wehe den Armen, die ahnungslos auf die unrechte gerathen!

Unter den Vergnügungszüglern nach allen Richtungen hin prägen sich übrigens die zufriedenen und die unzufriedenen Gemüther scharf aus. Die Letzteren geberden sich, als hätten sie einen Extrazug gemiethet, und alle anderen Mitfahrenden wären unberechtigte Usurpatoren. Der Zug fährt ihnen zu langsam, die Unternehmer hätten sich mit der Sonne in's Einvernehmen setzen sollen über eine gemäßigtere Temperatur und ähnliche Anforderungen mehr. Namentlich aber sind es die Restaurants, welche ihren Zorn erregen. Die Speisen sind zu hart, zu klein und zu theuer, die Getränke zu flau ꝛc. Sie ergießen sich jeden Augenblick in Betheuerungen, sich nie wieder durch solch' einen „Mißvergnügungszug d'rankriegen“ zu lassen. Die ersteren zählen namentlich den unbemittelteren Ständen zu. Sie haben sich in naiver Harmlosigkeit mit dem festen Vorsatze auf den Weg gemacht, vergnügte Reisende zu sein auf dem Vergnügungszug. Sie ertragen ohne Murren das Stoßen und Drängen in der Halle, und nehmen neben dem dicken Nach-

bar unverdroſſen das ſchmale Plätzchen ein. Sie klagen nicht über die Hitze, wie oft auch das Taſchentuch über das glühende Antlitz wandert, und ſelbſt ein warmer Trunk und mangelhaftes Eſſen wird mit Stoicismus hingenommen. Sie genießen ihren „Feiertag“, und dieſer Genuß wird geſteigert durch das erhebende Bewußtſein, daß auch ſie, die kleinen Leute, ſo weit hinauskommen in die Welt.

Vom Leſen.

Während der Stein nur auf eine Weiſe, auf mechaniſchem Wege, anzuwachſen vermag, ſtellt das einfachſte Zellengewebe für ſein Beſtehen, Gedeihen, Wachsthum ſchon gar vielfache Bedingungen, die ſich ſteigern in der aufrückenden Linie der Gattung zur höheren Ordnung. So tritt prononzirter noch als im Pflanzenleben im Thierleben die Erſcheinung hervor, daß, je höher entwickelt, je feiner ausgebildet ein Organismus iſt, um ſo komplizirter auch ſeine Lebensbedingungen ſich geſtalten, ſo daß der Rückſchluß von höheren Bedürfniſſen auf einen Organismus höherer Ordnung berechtigt iſt. Allerdings wird dieſer Erfahrungsſatz von der eleganten Welt ſchmählich karikirt, wenn z. B. Gourmands, deren überreizte Geſchmacks- und geſchwächte Verdauungsorgane unfähig einfache Koſt ſchmackhaft zu finden und zu amalgamiren, ſich höhere Weſen dünken und mit ſtiller Verachtung auf ſolche herabſehen, welche ohne Trüffeln zu leben vermögen. Doch, wie das Räffinement der Bedürfniſſe, iſt auch der Mangel an ſolchen zweifellos ein Armuthszeugniß; der Cyniker iſt ſo wenig ein Philoſoph als der raffinirt ausgebildete Sinnling.

Und im geiſtigen Leben treten ganz dieſelben Erſcheinungen und Erforderniſſe auf wie im materiellen. Sind jene Unglücklichen, welchen nur von Außen auf mühſamen mechaniſchen Wege einige elementare Begriffe aufzunöthigen ſind, nur vereinzelte, abnorme Vorkommniſſe, ſo iſt doch die ganze Stufenleiter ebenſo reich nuancirt, von denen, welche über das Erkennen zweckmäßiger Mittel zur Erreichung ihres nächſten perſönlichen Exiſtirens und Behagens nicht hinauskommen, bis zu jenen, welche in weiter Spannkraft in allen Beziehungen des Lebens wurzeln, Alle, wenn auch nicht um, ſo doch erfaſſend. Wie eng iſt der Geſichtskreis einiger Leute, wie Weniges vermögen ſie zu amalgamiren, ihr geiſtiger Organismus vermag Vieles, das ihm nahe kommt, nicht aufzunehmen, er bleibt davon unberührt, im knapp beſchränkten Kreiſe ſeiner Thätigkeit mehr oder minder tüchtig. Bei andern wieder zeigen ſich einzelne Verſtandsfähigkeiten ſcharf ausgeprägt und entwickelt, während engangrenzende gänzlich zu fehlen ſcheinen. Es gibt ungemein viel partiell geſcheidte Leute, welche ſich abwechſelnd wie ein Lumen oder wie eine Null geriren. Noch andere von univerſellem Intereſſe werden durch Alles angeregt, bleiben aber, ohne den Trieb und die Fähigkeit irgend Etwas zu ergründen, immer nur an der Oberfläche hangen. Wenigen nur iſt es vergönnt in die Tiefe wie in die Breite zu reichen, zu umfaſſen wie zu erfaſſen, in *Einem* erſchöpfend ohne in allem Andern baar zu ſein. Wie verſchieden aber auch dieſe geiſtigen Organismen und ihre Anforderungen ſind, in jedem in welchem ſich nur etwas Intereſſe regt, entſteht das Bedürfniß nach Erweiterung oder partieller Ausbildung des Ideenkreiſes, und als bequemſtes Mittel hierzu ſtellt ſich die Lektüre heraus.

Wie aber wird das Leſen betrieben?

Selbstverständlich will ich hier nicht von jener Lektüre sprechen, welche zur Erlangung oder Ausbildung von Fachstudien betrieben wird, sondern von dem Lesen wie es in der „Gesellschaft“ zu Nutz, Frommen und vor Allem zur Unterhaltung üblich.

Dem modernen Menschen ist die Tagesliteratur ein unumgängliches Bedürfniß. Es ist sehr dahingestellt, ob noch, wie einst, der erste Gedanke beim Erwachen ein Gebet ist; ganz sicher dagegen dreht der zweite sich um die Zeitung. Ich weiß eine Menge Menschen, welche zum Frühstücke eher alles Andere als ein Tagblatt entbehren können und die Einrichtung einiger Journale, am Montag kein Blatt auszugeben, hat unter ihren Abonnenten eine wahre Revolution und manchen Abfall hervorgerufen. Ein Freund jedoch, der trotz alledem und alledem aus Gewohnheit getreu geblieben, ist nun auch aus Gewohnheit elend; er versichert mir jeden Montag bis zur Stunde des Abendblattes sich geistig nicht ausgeschlafen zu fühlen. Das schwarze Wasser der Weisheit, wie der Morgenländer den Kaffee nennt, hat keinen Duft, die Londres oder Virginia keinen rechten Zug, wenn sie nicht über den noch feuchten Druckbogen dampfen. Charakteristisch ist, auf welche Rubrik der Blick zuerst fällt. Der Mann, dessen Wohlbefinden mit dem Thermometer der Börse sinkt und steigt, sucht zuerst den Coursbericht und dann die nach Schluß des Blattes eingetroffenen Telegramme auf. Der Politiker von echtem Schrott und Korn bleibt, ist er eine passivere Natur, gleich am Leitartikel hangen, während eine aktivere sich kopfüber in die eben laufende Verhandlung stürzt; die Einen lieben die Reflexion als Vorrede, was zugleich oft recht bequem ist, die Andern als Nachtrag, sie mit dem eigenen Resumé zu vergleichen. Der Elegant sucht die

Theaternachrichten, Sport, Tattersall auf, der Bureaukrat das Amtliche zuvörderst. Während die schöngeistige Dame sich in das Feuilleton vertieft, die politisirende nachsieht, ob keiner ihrer Lieblinge eine Rede gehalten, schlägt die elegante die Tagesneuigkeiten nach und dann allenfalls die Pariser Korrespondenz, eine Anstrengung, welche meist Verdruß nach sich zieht, denn die Korrespondenten sind so geschmacklos eine Rede Jules Favres wichtiger als die Toilette der Kaiserin Eugenie zu finden. Auch überfliegt diese Kategorie bevorzugter Sterblicher noch die großen, auffallend gedruckten Annoncen mit scharfem, wie raschem Kennerblicke, während die praktische Hausfrau die kleingedruckten in's Auge faßt und namentlich jene bevorzugt, in welchen das Wort „billig" oder gar wo möglich stylistisch so schön „staunend billig" dickleibig hervorleuchtet. Mit der höchsten Aufregung durchforschen solche das Blatt, welche sich darin erwähnt glauben, namentlich debutirende Künstler und Künstlerinnen; sie erwarten, daß es seine Schuldigkeit thun und ihren Ruhm der erstaunten Mitwelt überliefern werde; eine Verzögerung dieser Erwähnung ist Hochverrath am Publikum, erscheint sie endlich, so enthält das Blatt für sie nur den einen meist „mißgünstigen" Paragraphen. Aber es gibt auch einige gewissenhaft und ökonomische Leser, welche mit der Lektüre des Titels beginnen, um mit dem Namen des Druckers zu schließen. „Wer Vieles bringt, wird Manchen Etwas bringen"; jeder sucht sich eben heraus, was seinem Organismus am besten zusagt, was er am leichtesten assimilirt und Wenige nur fassen das kunterbunte Ganze zusammen zu einem sozialen, kulturhistorischen Bilde, in welchem jeder einzelne Zug nicht allein seine Berechtigung, sondern auch volle ergänzende Bedeutung hat.

Das Bedürfniß der Zeitungs-Lektüre erstreckt sich weit über die Grenzen der Gesellschaft hinaus, sie ist dem kleinen Manne gleichfalls Lebensbedingung, und wie viele Haushaltungen gibt es, in welchen die „Zeitung" der einzige Artikel unter der Rubrik „Luxus" ist. Auch Fiaker, Kutscher, welcher immer Art, Milchfrauen, Höckerinnen ꝛc., alle haben sie „ihr" Blatt, und daß auch die dienende Klasse in dieser Lektüre macht, beweisen die Carambolen, welchen man zur Ausgabsstunde in der Wollzeile ausgesetzt ist. Zur Verhandlungszeit des Prozesses Peterfilka ging es vielen meiner Freunde wie mir, wir konnten die Zeitung erst erhalten, nachdem unsere Dienerschaft sie gelesen.

Unleugbar hat die Tagesliteratur auf die unteren Klassen sehr bildend eingewirkt, schon sind die Früchte davon sowohl im Ideengang als der Ausdrucksweise derselben fühlbar. Dafür ist der Kult, welcher in der Gesellschaft mit ihr getrieben wird, nach mancher anderen Richtung hin abträglich. Solche, die einem Berufe obzuliegen haben und welchen es an raschem Ueberblick gebricht, erübrigt keine Zeit mehr, Anderes zu lesen und Träge verschanzen sich hinter diesem Vorwand. Wie oft doch hört man auf die Frage: Haben Sie dies schöne Werk, jenes bedeutende Buch gelesen? die Antwort: Ach, leider nein! Die Zeitungen absorbiren so viel Zeit, daß man zu nichts Anderem kommt. Viele Männer auch glauben ihrer Berufstüchtigkeit den Beweis der Einseitigkeit schuldig zu sein. Jeder sieht sein Feld als das weltbewegende, welterhaltende an, der Naturforscher belächelt die Spekulation des Philosophen, dieser rümpft die Nase über die triviale Thatsächlichkeit des ersteren, jeder abstrahirt vom andern; statt in einander Ergänzung zu suchen. Selbstverständlich ist diesen die Belletristik gar nur eitles Kinderspielzeug,

tief wäre es unter ihrer Würde, dieselbe nur in's Auge zu fassen. Beamte, Kaufleute, Offiziere ziehen es vor, ihre freie, Rentner-ihre ganze Zeit zu verthun, eh' sie ein Buch zur Hand nehmen, wie wir ja überhaupt in dem Talent die Zeit zu verbummeln mit jedem Lazzarone wetteifern können. Doch auch diese Herren bekennen nicht Mangel an Lust, sondern klagen über Erschöpfung durch Berufspflichten, welche ihnen diese schmerzlich empfundene Entbehrung auferlegt. Ja, selbst Künstler, die doch zumeist darauf angewiesen sind, universell zu sein, wollen über ihr Fach nur gar selten hinaus. — Mir erscheint nun diese Zeit- und Geistes-Oekonomie heillose Verschwendung. Ich bin auch geistig für die Dreifelder-Wirthschaft. Ist ein Acker noch so gut, bebaut man ihn ausschließlich immer nur mit dem seinen ursprünglichen Eigenschaften nach Passendsten, so wird seine Produktionskraft allmälig abnehmen. Das Allgemeine kommt immer auch dem Einzelnen zugute, wie ja das Einzelne dem Allgemeinen zugute kommen soll. In der Wissenschaft des Lebens, wie der Fachwissenschaft erweist sich das Organon Aristoteles als besserer Führer, denn die Methode Bakos von Verulam. Die Schlüsse vom Allgemeinen auf das Besondere sind allemal weit richtiger als jene vom Besonderen auf das Allgemeine. Dennoch wird eine selbst nur mäßige Universalität hochmüthig und wichtigthuend verschmäht und nirgend macht sich das so bemerkbar als auf dem Gebiete der Lektüre, wie gesagt, die Tagesliteratur ausgenommen, der alle Tribut zahlen und ohne die ein geistiges Kastenthum sich noch viel schärfer ausprägen würde.

Wenn man dies bedenkt, so muß man staunen, im Leipziger Börsenblatte den Ausweis über so großartige Bewegung auf diesem Gebiete wahrzunehmen. Allerdings finden

außerhalb Oesterreich die Herren mehr Zeit und Spannkraft zum Lesen, doch gleichfalls lange nicht genug, daß man die massenhafte literarische Produktion, oder besser ihren Absatz begreifen könnte, wenn nicht hier, wie so oft die Frauen als rettende Engel auftreten. Lesen sie nicht, Autore, Verleger, Leihbibliotheken wären absolut verloren.

Warum lesen sie? Was lesen Sie? Wie lesen sie? Was sind die Folgen ihres Lesens?

Die Einen lesen, wie der Orientale Opium raucht, betäubt über die Zeit hinwegzugleiten. Sie sind der Schreck des Amanuensis in der Leihbibliothek, er muß ihnen täglich einen dreibändigen Roman verabreichen; manchmal begehren sie ein Werk, das sie schon einmal gelesen, und wenn sie am Schluß desselben daran, daß die Liebenden sich bekommen oder ein tragisches Ende nehmen, erkennen, daß sie es zum zweiten Male durchgeblättert, so wird der arme Bibliothekar arg gescholten, daß er, der Handlanger, vergessen habe, was die Leserin vergessen hatte. Die Dame jammert darüber, daß die Mühlbach so wenig schreibe, sie schwärmt für Günther's Bibliothek deutscher Original-Romane und die krassesten Produkte der französischen Literatur. Sie bevorzugt solche, welche im high life spielen, und schwelgt in saloper Negligé für den Pomp und raffinirten Luxus der großen und Halbwelt. Ihr bürgerliches Dasein ist ihr nur eine Neben-Existenz, voll lästiger Kleinlichkeit, deren Anforderungen man nur rasch abthun müsse, um wieder an das Eigentliche zu kommen. Ist sie galliger Natur, so grollt sie Gott, der Welt und vor Allem ihrer Familie über den Kontrast zwischen ihrem Geschick und jenem der jeweiligen Romanheldin; ist sie gutmüthig, so empfiehlt sie Jedem auf das Wärmste das „schöne Buch", das sie eben gelesen, und

deſſen Titel, Inhalt und Autor ſie nur in der Eile vergeſſen hat.

Wenn man dieſe eifrigen Leſerinnen Egoiſtinnen ſchelten will, ſo gibt es dafür wieder andere, kaum minder eifrige, welche dieſen Vorwurf durchaus nicht auf ſich laden, ſie leſen nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um ihrer verehrlichen Nebenmenſchen willen. Dies oder jenes Buch *geleſen zu haben*, nicht es zu leſen iſt ihnen Pflicht. Sie haben das Renommée immer auf dem Laufenden aller neuer literariſchen Erſcheinungen von einem gewiſſen eleganten Gepräge zu ſein, es iſt ihnen point d'honeur ein derartiges Werk unmittelbar beim Erſcheinen zu leſen, um davon ſprechen zu können, während es anderen noch ganz unbekannt iſt. Zwar verleitet dieſer Ehrgeiz ſie nicht zum Bücherkauf, wohl aber zu einem Abkommen mit einem Kommis der Leihbibliothek, welcher ihnen dieſelben zuerſt zukommen läßt. Sie protegiren Namen von gutem Klang, und beſitzen ein eigenthümliches Talent kritiſche Ausſprüche bedeutender Perſönlichkeiten zu behalten und zu verwerthen. Sie deuten immer myſteriös an, was dieſe oder jene eben unter der Feder habe. Diskretion verbiete ihnen deutlicher zu werden. Dichter dritten und vierten Ranges vertrauen ihnen ihre Manuſkripte an, und werden dafür als verheißende Talente, die unter günſtigem Einfluſſe in Zukunft recht Hübſches leiſten können, und die den Takt beſitzen, ſich zu dieſem Zwecke an die rechten Perſonen zu wenden, ausposaunt. Wie geſagt, ſie ſind ein Katalog über die moderne Literatur, dafür aber ſehr ſchlecht beſchlagen in der älteren und klaſſiſchen. Sie haben jedenfalls die Briefe eines Realiſten über Shakeſpeare geleſen, kennen aber von dieſem ſelbſt nur, was die Bühne ihnen vorführt. Ein gar dankbares und undankbares Publikum iſt

die Jugend. Sie verschlingt wahllos, was ihr zu Handen kommt, ist rasch entzückt und fein empfindend, wo es poetischen Schwung gilt. Dagegen ist Alles, was der Autor im Fühlen und Denken auf Erfahrung basirt, wie wahr und ergreifend er es auch darstellen mag, an ihr verloren, dem gegenüber zeigt sie sich kaltherzig, während alles impulsweise Hervorgebrachte sie in Enthusiasmus versetzt. Namentlich ist greller Heroismus das Sesam ihrer Herzenspforte, für jenen feineren, edleren aber unscheinbareren der in gewöhnlichen Lebensverhältnissen eine Rolle spielte, fehlt ihr jedes Verständniß. Das Blendende geht ihr über die Innigkeit und Wahrheit; sie lernt Freiligrath auswendig und legt Lenau zur Seite.

Einstmals, nicht da Bertha spann, sondern da sie nur noch kochte und nähte, galt es für eine Empfehlung, wenn ein Mädchen nur wenig las, und eine sorgende Mutter beschwor ihren Sohn: Wenn Du eine Gattin suchst, so wähle nur ein unbescholtenes Mädchen, das noch keine Romane gelesen.

Würde heutzutage diese Bedingung gestellt, ein Freier fände keine Lebensgefährtin. Dagegen versichern Damen, welche über diese Anfechtungen schon hinaus sind, sie vermöchten keine Romane mehr zu lesen, Belletristik überhaupt könne ihr Interesse nicht mehr fesseln, nicht mehr befriedigen, sie bedürften ernsterer Kost. Das sind gefährliche Damen. Sie halten eine Phrasenlese in populär wissenschaftlichen Werken, oder vertiefen sich in unfruchtbares Studium eines nebensächlichen Gegenstandes. Mit regem und emsig eingehenden Sinn für das Detail verbinden sie eine wunderbar naive Ahnungslosigkeit dem Zusammenhang der Einzelheiten gegenüber, die Unfähigkeit, ein Ganzes als solches zu

erfaſſen. Es ſind Wagners in petticoat, die ihre Regenwürmer laut als Schätze ausposaunen, und hochmuthsvoll herabſehen auf ſolche, welche in dieſem Kleinhandel nicht mitkonkurriren können oder wollen, wenn ſie auch von ihnen weit überragt werden. Ernſter Glaube an ihre Wichtigkeit zeichnet das Leſen dieſer Damen aus. Auch ſie leſen mehr noch aus Pflicht, als aus Vergnügen.

Dafür gibt es auch ſolche, und unter den Frauen mehr als den Männern — ich ſehe immer von Fachzwecken ab — welche die Lektüre aus Inſtinkt oder Prinzip rationell betreiben, deren reicher und harmoniſch entwickelter Organismus die Anforderung nach mehrfacher Ernährungsweiſe bedingt. Sie empfinden das Bedürfniß, die Phantaſie anzuregen, wie den Verſtand zu entwickeln und kräftigen, den Geiſt zu bilden, wie das Gemüth zu höherem Schwung zu erheben. Der Drang nach dem Wahren, Guten, Schönen lockt ſie auf jedes Gebiet, und können ſie es auch ſelbſtverſtändlich nicht erſchöpfend erfaſſen, ſo doch einen Theil davon ſich zu eigen zu machen, zu eigenem Nutz und Frommen, wie Genuß. Wie Fachtüchtigkeit nützlich macht, ſo ſtempelt eine Univerſalität, welche ſich von frivoler Oberflächlichkeit ferne hält, mit höherem geiſtigen Adel.

Druck von Pichler's Witwe & Sohn in Wien.

Berichtigung von Druckfehlern.

Seite 1,	Zeile 11	von oben lies:	„Antipodin“ statt Antipodie.
Seite 8,	Zeile 6	von unten lies:	„dirigirt“ statt dirigiren.
Seite 19,	Zeile 15	von unten lies:	„choyirt“ statt choyirt.
Seite 22,	Zeile 7	von unten lies:	„maßigen“ statt maſtigen.
Seite 28,	Zeile 15	von oben lies:	„en face“ statt en facie.
Seite 35,	Zeile 6	von oben lies:	„vermuthet“ statt ermuthet.
Seite 65,	Zeile 8	von oben lies:	„Fühlung“ statt Füllung.
Seite 99,	Zeile 3	von oben lies:	„coubonirt“ statt koubonirt.
Seite 105,	Zeile 10	von unten lies:	„küßte ſie“ statt ſich.
Seite 123,	Zeile 5	von oben lies:	„Byſſus“ statt Byßno.
Seite 155,	Zeile 6	von oben lies:	„parabiren“ statt parobiren.
Seite 169,	Zeile 1	von oben lies:	„auch dem“ statt auf den.
Seite 170,	Zeile 7	von oben lies:	„temperiren“ statt temporiren.
Seite 180,	Zeile 13	von oben lies:	„Rheinufer“ ſtatt Mainufer.
Seite 207,	Zeile 10	von unten lies:	„salopem“ statt saloper.

In meinem Verlage erscheint:

Glückliches Wien!

Von

Karl Grün.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnisse:

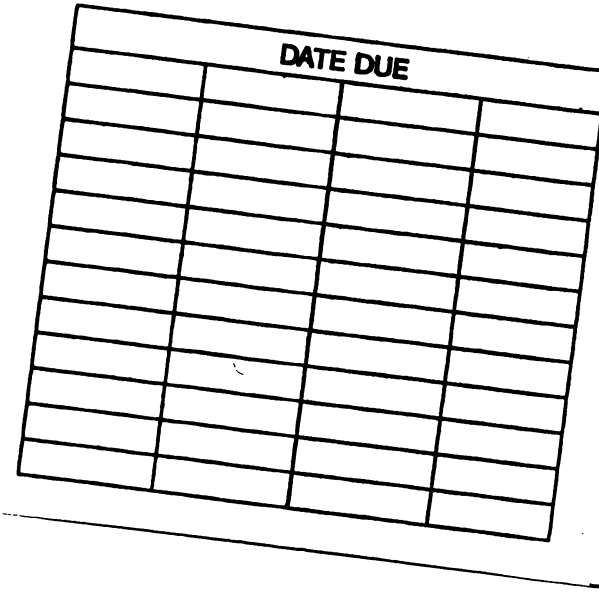
Einleitung: Ueber die Stadt Wien, das Leben, Bauten, Musik. — Das Belveder. — Galerie Lichtenstein. — Galerie der Academie der bildenden Künste. — Galerie Schönborn. — Galerie Czernin. — Galerie Harrach. — Galerie Esterhazy zu Pest (früher in Wien). — Das österreichische Museum. — Die Sammlungen des Erzherzogs Albrecht. — Ein geheimnißvolles Bild. — 2c. 2c.

Der durch seine geistreichen Vorträge bekannte Autor hat in Wien die eingehendsten Kunststudien gemacht, deren Grundzüge für eine große Kulturgeschichte bestimmt sind. Da aber das Detail mit solcher Liebe und Gediegenheit ausgearbeitet wurde, so gab er dem Drängen seiner Freunde nach und ließ das „Glückliche Wien" erscheinen. Ein Führer für Fremde und Einheimische, welcher in leichter Form die Kunstschätze der Hauptstadt behandelt und dabei eine angenehme Lectüre bietet.

Friedrich Beck's Verlagsbuchhandlung in Wien.

16 97 429ST2 53 005 BR 3 6444

Hoover Studies / C.1
Stanford University Libraries
3 6105 040 181 880



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004